

Aus dem Inhalt:

Religion

Was nach dem Glauben kommt

Leserbriefe

Zur Wahl des Landesbischofs/
der Landesbischöfin

Zu den Einsparungen
in unserer Kirche

Aus dem Pfarrverein

Aus der Pfarrvertretung

Aus der Landeskirche

Jahrestagung des
Pfarrfrauenbundes Baden

In memoriam



Liebe Leserin, lieber Leser!

Der Transformationsprozess in der badischen Landeskirche ist in den vergangenen Monaten angelaufen. Auch wenn die Zielvorgabe von 30 % Einsparungen klar ist, steht noch nicht genau fest, wie diese Einsparungen so gelingen können, dass vielfältiges kirchliches Leben in Baden trotz der zu erwartenden großen Umbrüche möglich bleibt.

Die Debatten um diesen Prozess werden haupt- und ehrenamtlich Tätige noch länger begleiten. Wir haben den Themenschwerpunkt in den Pfarrvereinsblättern vom Anfang des Jahres 2022 auf den Herbst verschoben. Bis dahin wird manches klarer sein und wir sind gespannt auf die Beiträge dazu aus dem Kreis der Kolleginnen und Kollegen. Trotzdem enthalten unterschiedliche Beiträge dieser Ausgabe schon Impulse zum Prozess.

Das neue Jahr 2022 hat ähnlich begonnen wie das nun vergangene Jahr 2021. Die Corona-Pandemie bestimmt nach wie vor das eigene Leben und die gesamte Gesellschaft. Ihre Herausforderungen werden uns auch in den Kirchen im kommenden Jahr begleiten. Digitale Sitzungen und andere digitale Formate sind bereits selbstverständlich. Anderes muss in diesem Winter neu ausprobiert oder gelernt werden. In jedem Fall beeinflussen die Erfahrungen der Pandemie-Jahre auch den Transformationsprozess in der Landeskirche: manches, was in dieser Zeit entstanden ist, kann die Zukunft mit prägen. Von anderem im Leben der Gemeinden, Kirchenbezirke und der Landeskirche mag der Abschied pandemiebedingt

schon begonnen haben. Die Entwicklungen im neuen Jahr werden diese Entwicklungen sichtbarer machen.

Zum Auftakt des Jahres ist das Heft weniger umfangreich als manch andere Ausgaben. Durch die Verlagerung des Schwerpunktthemas auf Herbst 2022 finden sich neben dem Hauptartikel „Religion: Was nach dem Glauben kommt“ von Thomas Assheuer Leserbriefe, Nachrufe und Buchbesprechungen sowie Beiträge aus Pfarrvertretung und Pfarrverein.

Wir wünschen Ihnen ein gesegnetes Jahr 2022!

Für die Schriftleitung:

Catharina Covoß

Hinweis auf die nächsten Ausgaben

Die nächste Ausgabe 2+3-2022 wird sich mit der Diskussion zum „assistierten Suizid“ beschäftigen und ist bei Drucklegung schon in Produktion. Die übernächste Ausgabe 4-2022 hat die „Digitale Kirche“ zum Thema. Wir freuen uns über all Ihre Zuschriften, Beiträge und Gedanken.

Bitte senden Sie Ihre Beiträge am besten als Word-Datei ohne besondere Formatierung, auch ohne Blocksatz und Silbentrennung am Zeilenende

bis spätestens zum

15. Februar 2022

an die Schriftleitung.

Religion: Was nach dem Glauben kommt

■ **Vielleicht haben einige von Ihnen diesen Artikel schon in der ZEIT¹ gelesen. Wir empfinden ihn als passend, auch im Blick auf die Jahreslosung, und sehen ihn als externen Impuls in den aktuellen kirchlichen Debatten. Einleitend zum Artikel schreibt die ZEIT:**
„Viele Menschen können mit Gott nichts mehr anfangen. Dazu kommen die weltweiten Missbrauchsskandale der Kirchen. Stellen wir uns also vor, es gäbe eines Tages keine Religion mehr.“

Der Niedergang des Christentums ließe sich kurz und böse so erzählen: Im 4. Jahrhundert lebte ein hochbegabter junger Mann, der sich für alles Mögliche interessierte, vor allem aber für Frauen. Doch mit der Zeit erfüllte Unruhe sein Herz, er empfand Überdruß an seinem ziellosen Treiben. Und plötzlich hatte er ein Erweckungserlebnis – klar stand ihm vor Augen: Ich muss dem Teufel der Leidenschaft widerstehen und in der Wahrheit Gottes leben. Und siehe da, „alsbald kam das Licht des Friedens über mein Herz und die Nacht des Zweifels entfloh“. Augustinus hieß der Mann, er lebte von 354 bis 430 nach Christus, er war ein theologischer Gigant und wurde der größte aller Kirchenväter. Seine lustfeindliche Theologie war der Fels, auf dem der Katholizismus die Kathedrale seiner Dogmen errichtete.

Heute, fast zwei Jahrtausende später, erkennt jeder, wozu die Verteufelung des Körpers führt: Das Verdrängte sucht sich finstere Wege. Zu Tausenden vergewal-

tigten, missbrauchten und erniedrigten Priester ihre Schutzbefohlenen und schädigten sie fürs Leben. Nach ihrer Selbstoffenbarung stehen nun die Kirchen – vor allem die katholische – in den Augen der Welt da als Gemeinschaft der Kinderschänder und Kongregation der Heuchler. Sie predigten das Gute und taten das Böse. Und so wäre die Perversion des Heiligen der letzte Akt im Drama einer gottverlassenen Institution, die oft genug mit dem Teufel paktierte und eine Blutspur durch die Geschichte zog. Auf dem Gelände kanadischer Internate wurden kürzlich auch noch die Leichen indigener Kinder ausgegraben, die von guten christlichen Hirten zwangsmisioniert und systematisch missbraucht worden waren. Eine Hölle auf Erden.

Gut möglich, dass sich die älteste Institution der Welt ihr eigenes Grab grub und die Kirche in Europa deshalb wieder zu dem schrumpft, was sie einst war: eine Sekte unter anderen Sekten. Suchen die Gläubigen weiterhin in solcher Zahl ihr Seelenheil außerhalb der Kirchen, so werden deren überirdisch schöne Bauwerke in zwei, drei Jahrzehnten als Selfiekulissen in den Städten herumstehen, majestätische Überbleibsel eines verlogenen Ruhms, umgebaut zu Shoppingtempeln und Smart-City-Centern für Event-Fußpflege und Erlebnisgastronomie. In einigen Herrgottswinkeln könnten ein paar mönchische Bruderschaften überleben, und Wissenschaftler könnten darüber streiten, wann die Glaubenskrise begann, nachdem es vor fünfhundert Jahren noch ein

Ding der Unmöglichkeit war, nicht an Gott zu glauben: mit dem Siegeszug der Naturwissenschaften in der Renaissance? Oder mit der Reformation? Mit der Aufklärung? Oder mit der Auslöschung von sechs Millionen Juden, betrieben und geduldet in einer „christlichen Kultur“?

Nichtgläubige würden jedenfalls keinen Phantomschmerz verspüren, was sollten sie vermissen? Mit einiger Herablassung behaupten sie, Religion sei nichts anderes als die letzte Bastion des Irrationalen, ein Hirngespinnst, das der progressive Weltgeist längst hätte zermalmen müssen. „*Semper reformanda*“, hatte Luther gefordert, die Kirche müsse sich ständig wandeln. Doch Rom stellte sich taub, die Reformen des Papstes Franziskus kommen zu spät, ebenso das Engagement der Kirchen für Geflüchtete, Arme, Schutzlose. Und die viel diskutierte Wiederkehr der Religion in einer angeblich postsäkularen Gesellschaft? Bloß Opium fürs Volk, ein Selbstbetrug. „Es gibt wahrscheinlich keinen Gott. Hört auf, euch Sorgen zu machen und genießt euer Leben“, stand auf den sogenannten Atheistenbussen, die 2008 durch Europa kurvten.

Die Gebildeten unter seinen Verächtern wissen natürlich, dass sich das Christentum nicht auf die Sexualmoral des Augustinus reduzieren lässt. Man muss auch nicht Theologie studiert haben, um zu erkennen, dass es für die Tröstungsversprechen der Religionen keinen weltlichen Ersatz gibt. Warum? Weil Religionen in ihrem mystischen Kern gegen das Unerträgliche protestieren, gegen den Schmerz der Vergänglichkeit und

die Endlichkeit des Lebens. Religionen kreisen um die Idee einer rettenden Gerechtigkeit, die „alles wieder gut macht“. Das Böse darf nicht das letzte Wort behalten: Am Jüngsten Tag werden all die davongekommenen Verbrecher gerichtet, während den unschuldig Ermordeten Gerechtigkeit widerfährt. Es ist, schrieb Immanuel Kant, als nähmen wir in der Religion „eine Stimme wahr, es müsse anders zugehen“.

Rettende Gerechtigkeit? Hoffnung den Hoffnungslosen? Die Kritik daran ist rasch heruntergebetet: religiöse Jenseitsvertröstung, bizarre Fluchtbewegung aus dem irdischen Jammertal. Das alles diene, so der säkulare Urteilspruch, nur dazu, sich mit dem erbarmungslosen Weltlauf abzufinden.

Klerikale Wahrheitsverwalter haben die Verheißung der göttlichen Gerechtigkeit oft als Vertröstungsbotschaft missbraucht und die quälende Frage nach der Ungerechtigkeit im Weihrauchnebel erstickt. Sie machten glauben, die Menschheit sei durch den Sühnetod Christi hinreichend erlöst, weshalb an Weltverbesserung kein weiterer Bedarf bestehe. Der Theologe Johann Baptist Metz formulierte es so: Von großartigen Ausnahmen abgesehen, habe sich das Christentum von einer „primär leidempfindlichen“ in eine „sündenempfindliche Religion“ verwandelt. Anstatt für die Unschuldigen zu kämpfen, bete es für die Erlösung der Schuldigen (gern auch der Diktatoren). Die Kirchen übten Verrat an ihren mosaischen Wurzeln und am revolutionären Einsetzungsakt des Monotheismus.

Tatsächlich bildet der biblische Monotheismus eine weltgeschichtliche Zäsur. Die Erzählung im Alten Testament vom Auszug der Israeliten aus Ägypten war ein spektakulärer Angriff auf die Herrscherreligionen der antiken Sklavenhaltergesellschaften. Im Namen des einen, unsichtbaren Gottes befreiten sich die Kinder Israels unter der Führung des Propheten Mose von der Vielgötterei der alten Reiche und der Willkür mythischer Mächte. Sie verlangten nach unbedingter Gerechtigkeit, denn vor Gott waren alle Menschen gleich. Der Ägyptologe Jan Assmann nennt das Zweite Buch Mose, das Buch Exodus, „die grandioseste und folgenreichste Geschichte, die sich Menschen jemals erzählten“ – „eine Wende der Menschheit“.

Und Assmann hat recht. In der Achsenzeit vor zweieinhalbtausend Jahren schenkte das Judentum der Welt den Universalismus, denn im Gegensatz zu den archaischen Sakralreligionen stand sein Gott nicht aufseiten der Herren, sondern auf jener der Sklaven. Er war nicht mit den Tätern, sondern bei den Opfern. Anders als in den Gewaltexzessen Homers ergreift die Bibel Partei für die Ermordeten, denn nicht Macht und Opferung sind heilig, sondern das menschliche Leben. Sklaverei und Unterdrückung waren keine „natürlichen Tatsachen“ mehr, und das absolute Recht war nicht mehr beim gottgleichen König. Die Herrscher mussten sich ab jetzt vor dem Richterthron der göttlichen Gesetze rechtfertigen.

Die Grundidee dieser Befreiung klingt paradox: Die Israeliten banden ihre Frei-

heit an ein Unbedingtes – sie schlossen einen Bund mit ihrem Gott. Er war die Bedingung ihrer Freiheit und erlaubte ein revolutionär neues Verständnis von Politik. Der Katalog der Menschenrechte, die Gründungsimpulse demokratischer Verfassungen und auch die Vorstellung einer umfassenden Solidarität zehren bis heute vom Geist jener alten Geschichte, von der jüdischen Idee der Gerechtigkeit bis hin zur christlichen Liebesethik.

Moderne Menschen schließen keinen Bund mit Gott – sie schließen nützliche Verträge

Dennoch ist das biblische Freiheitsverständnis für moderne Gesellschaften eine Zumutung. Im Liberalismus schließen die Bürger keinen Bund, sondern sie unterzeichnen nützliche Verträge. Im liberalen Verständnis ist Freiheit ein natürlicher Besitz und darf nach Belieben in den Grenzen des Rechts ausgelebt werden. Diese Art Freiheit ist sich selbst das Unbedingte, zynisch ausgedrückt: Sie ist auch frei genug, andere auszubeuten und die Erde zu ruinieren.

Nichts ist für die Ewigkeit; was einen Anfang hat, hat auch ein Ende. Angenommen, die christlichen Gemeinden gingen den Weg alles Irdischen und verschwänden aus Europa, so blieben noch das Judentum und die dritte abrahamitische Religion, der Islam. Stürbe irgendwann das monotheistische Erbe ganz ab, so erkaltete, pathetisch gesagt, auch der Glutkern des abendländischen Geistes, das heißt: Die moderne Gesellschaft wäre vollständig mit sich allein und säße transzendenzlos in ihrer selbst gebauten

Höhle. Als einziges spekulatives Außen bliebe ihr ein kosmischer Konjunktiv – jene möglicherweise existierenden, mit entzücktem Schaudern erwarteten Aliens, die ihrerseits nicht so dumm waren, den eigenen Planeten durch exzessives Verfeuern fossiler Energien an den Rand des Untergangs zu bringen.

In diesem Szenario bezögen die Gesellschaften ihre Moral allein aus säkularen Quellen, und was an spirituellem Grundbedarf übrig bleibt, würde anderweitig gedeckt: etwa durch das handelsübliche trinitarische Heilsversprechen des Kapitalismus – Wachstum, Wohlstand, Fortschritt –, den berühmten Fußballgott oder allerhand esoterische Trostgemeinschaften. Für hochwertigere Transzendenzerwartungen stünde vielleicht die Kunst bereit, vorausgesetzt, sie verwarlost nicht vollends zum Spekulationsobjekt fürs steuerflüchtige Kapital. Und wer sich mit der Endlichkeit seines Lebens nicht abfinden will, der hat schon heute die Möglichkeit, seinen Körper im Sterbeprozess einfrieren und so lange frisch halten zu lassen, bis eine Lebensverlängerungstechnik zur Serienreife gelangt ist. Allerdings: Die Firmen geben keine Garantie. Aber das tut der Allmächtige schließlich auch nicht.

Ohne den Stachel der Religion wäre die Moderne endlich frei und grenzenlos – das ewige Experiment des Menschen mit sich selbst. Ohne die Forderung nach Gerechtigkeit, ohne die lästigen Mahnungen der Glaubensgemeinschaften könnte sie alle normativen Hemmungen ablegen. Übrig bliebe der nackte Funktionalismus,

die Unterwerfung unter eine angeblich alternativlose Realität.

Bei der nächsten Pandemie könnten die Politiker dann behaupten, der Glaube an die Heiligkeit des Lebens sei ein metaphysischer Taschenspielertrick, weshalb Alte, Schwache und andere Minderleister für das Funktionieren der Wirtschaft ein „freiwilliges“ Opfer bringen müssten, denn sterben müssen wir ja alle. Kalifornische Technofuturisten könnten zur Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit die gentechnische Optimierung naturbelassener Bürger in Angriff nehmen. Möglich auch, dass machthabende Eliten von einer Art Neo-Antike träumen, einer Gesellschaft mit gezüchteten Menschenklassen, oben die Herren und unten die Sklaven. Wenn heute schon die 2153 globalen Milliardäre so viel besitzen wie 60 Prozent der Weltbevölkerung, dann ist es doch nur folgerichtig, wenn Superreiche sich im Fall der Fälle durch Himmelfahrt auf den Mars retten, während der erbärmliche Rest auf der überhitzten Erde dem Ende entgegenfiebert.

Gewiss, nach all dem Blut, das im Namen Gottes vergossen wurde und wird, versteht man jeden, der die Religionen zum Teufel wünscht. Ohne diesen Kampf um den „wahren“ Glauben, so hoffen sie, würde endlich jener Frieden herrschen, den die Propheten der Welt versprochen.

Viel wahrscheinlicher ist allerdings der Aufstieg einer anderen, einer reaktionären Diesseitsreligion. Sie besteht in der Heiligsprechung der Macht und der Anbetung des Faktischen. Sie vergötzt

die nationale Identität, den allmächtigen Staat oder die allwissende Partei. Sie predigt das Evangelium vom Streit der Nationen. Diese neue „Religion“ sagt nicht: Wir lieben das Leben, sie sagt: Leben ist Kampf, und zum Kampf gehört der Tod. Judentum, Christentum und der Islam verlangen, dass die Menschen besser sein sollen, als sie von Natur aus sind. Für die neue Religion muss der Mensch unbedingt so bleiben, wie er ist.

Die neue „Religion“ tritt nach dem Tod Gottes in Kraft. Sie ist keine Erfindung verrückt gewordener Minderheiten, sondern entsteht im Herzen der politischen Macht, heute schon zu besichtigen in Russland, China, Brasilien und den Vereinigten Staaten. Einer ihrer (auch in manchen EU-Staaten) verehrten Missionare ist der gerade wieder in Auferstehung begriffene Donald Trump. Er predigt Feindschaft und erlöst die Massen von allen Übeln; klein ist seine Gemeinde jedenfalls nicht, sogar evangelikale Scharfmacher mischen mit. Trump und seinesgleichen aber sind falsche Propheten. Sie betreiben die pseudoreligiöse Wiederverzauberung der Welt mithilfe der Medien, und für dieses Programm stellen sie die biblische Botschaft auf den Kopf – und das im Wortsinn. Als Trump im Juni 2020 vor der Washingtoner St.-John’s-Kirche posierte, hielt er die Heilige Schrift verkehrt herum in die Kamera. So könnte es kommen: Eine gnadenlose Machtreligion zerstört allen demokratischen Fortschritt und läutet ein dunkles Zeitalter ein – den Kampf aller gegen alle, den nicht enden wollenden Konflikt um Einflusszonen, Großräume, Märkte, Rohstoffe.

Und doch spricht einiges dafür, dass wir gerade in einer zweiten Achsenzeit leben: Die digitale Revolution lässt den Globus zusammenschrumpfen, Pandemie und Erderwärmung führen brutal vor Augen, was es heißt, in einer Weltgesellschaft zu leben, in der alle von allen abhängig sind. Jeder weiß, dass alle Nationen ein universelles gemeinsames Schicksal teilen.

Für totalitäre Regime ist die Religion immer eine anhaltende Bedrohung

Worin besteht heute also die Aufgabe der Religion? Die Annahme, dass sie weltweit verschwinden wird, dürfte immer noch falsch sein. Zu groß ist die Sehnsucht nach den versöhnenden Riten einer solidarischen Gemeinde; zu groß das Verlangen nach Antworten auf existenzielle Leiderfahrungen, die keine Sozialpolitik zum Verschwinden bringen wird und für die die Alltagssprache keine Worte hat. Für totalitäre Regime ist die religiöse Transzendenz und ihr Widerspruchspotenzial ohnehin eine anhaltende Bedrohung: Zu Hunderttausenden sperrt die chinesische Regierung muslimische Uiguren in Lager, um ihnen den Zweifel an der Göttlichkeit der Kommunistischen Partei aus den Köpfen zu prügeln. Und angesichts der himmelschreienden Ausbeutung, die der Kapitalismus im globalen Süden produziert, hat die Bergpredigt nichts von ihrer Aktualität verloren.

Augustinus provozierte die römischen Machtpolitiker mit der Bemerkung, sie wüssten den Unterschied von Gut und Böse doch genau. Vielleicht sollten die drei abrahamitischen Religionen ihm nachfolgen. Dazu müssten sie allerdings

allen irdischen Machtfantasien abschwören, denn mit Fundamentalismus ist kein liberaler Staat zu machen. Besonders gefordert ist der Islam: Er müsste auf dem Weg zur Deradikalisierung jeden zum Ungläubigen erklären, der im Namen Gottes Gewalt ausübt oder dazu aufruft.

Danach dürfen die Weltreligionen im Spielfeld der Mächte eine Position besetzen, auf der sie garantiert einsam sind: die Position der souveränen Ohnmacht. Dort haben sie Gelegenheit, Kriegstreibern ins Gewissen zu reden und sie daran zu erinnern, dass selbst der schlimmste Feind ein Mensch ist. Mit machtloser Macht, nur im Vertrauen auf die eigene Botschaft, gäben die Weltreligionen jenen eine Stimme, die keine haben. Schon im 11. Jahrhundert diskutierten jüdische, christliche und islamische Philosophen gemeinsam über die Möglichkeit, göttliche Gerechtigkeit in irdisches Recht zu gießen. Daran sollten die Weltreligionen denken und eine Art Freiheit ins Spiel bringen, die sich an ein Unbedingtes bindet – und trotzdem frei bleibt. Und nebenbei bemerkt: Niemand hindert die Kirchen daran, selbstkritisch zu fragen, warum die Umweltschutzbewegungen, die für die Bewahrung der Schöpfung kämpfen, außerhalb ihrer Glaubensgemeinschaften entstanden sind.

Schließlich wäre es an der Zeit, den Spott der Realisten auf sich zu ziehen: Die Weltreligionen müssten die „Torheit“ begehen, ihre ursprüngliche Wahrheit neu zu denken, die Idee des Bundes und der gerechten Menschheit. Und zwar ganz

realistisch, im klaren Bewusstsein ihrer Unmöglichkeit angesichts neuer kalter Kriege.

Alle Wahrheit, sagt man, stirbt an ihrer Wiederholung. Diese Wahrheit nicht.

■ Thomas Assheuer, Hamburg

1 DIE ZEIT Nr. 48/2021, vom 25. November 2021, S. 58f., editiert am 28. November 2021.

Leserbrief zu den aktuellen Entwicklungen in unserer Kirche/Strategieprozess

Fast 4 Jahre liegt meine Ordination zurück. Damals schrieb ich an dieser Stelle: „Wir haben Lust auf diesen Pfarrberuf und freuen uns – allen schwierigen Herausforderungen zum Trotz –, Kirche ab sofort hauptamtlich mitzugestalten!“ Die Lust ist in den vergangenen Jahren und dem Beginn meines Dienstes nicht weniger, eher mehr geworden: Das Vorrecht, so nah Menschen in guten wie auch schwierigen Momenten begleiten zu dürfen, Gottesdienste zu feiern und die gute Nachricht laut in die Welt auf den unterschiedlichen Kanälen herauszurufen, die Zeit mit Kindern und Jugendlichen und einem engagierten Kirchengemeinderat ..., lässt mich jeden Morgen sehr dankbar meine Arbeit beginnen. Die Lust ist noch da und sie kann auch durch den neusten angestoßenen Strategieprozess nicht ausgebremst werden. Noch nicht, zumindest.

Denn die Lust hat einen weiteren Wegbegleiter bekommen: den Frust. Einerseits wurde durch die Landessynode ein begrüßenswerter Pfarrbildprozess gestartet, der die Belange der Hauptamtlichen besonders im Blick behält und durch den manches (an Entlastung) in Aussicht gestellt wurde – andererseits werden mit dem Strategieprozess Fakten geschaffen, die insbesondere von der jungen Pfarrgeneration gestaltet und kommuniziert werden müssen. Bereits jetzt nehmen regionale Absprachen, Sitzungen rund um das Thema Strategieprozess,

Rück- und Absprachen über unser gemeindliches Gebäudemanagement einen Großteil meiner Arbeitszeit ein – nicht nur, weil wir das Liegenschaftsprojekt ernst genommen haben und bereits konkrete Planungsschritte gegangen sind, sondern auch weil nun noch einmal neu und intensiv nachgedacht werden soll – ohne die Ergebnisse des ersten Nachdenkens passend abzuschließen.

Mehr noch: ohne eine Freigabe (oder finanzielle Unterstützung) für den ersten angestoßenen Prozess zu erhalten. Wenn dafür seitens des Oberkirchenrates wie auf einer Bezirkssynode Mitte November im Kirchenbezirk Karlsruhe-Land oder auch bei der Zoom-Info-Veranstaltung mit allen Kirchengemeinderät:innen Unterstützungsmöglichkeiten in Aussicht gestellt werden, die den Gemeinden bei diesen neuen Prozessen helfen, diese aber von den Kirchengemeinden selbst zu finanzieren sind, weist das auf folgende Schwierigkeit hin.

Ja, ich bin voller Elan und habe Lust, Kirche (auch unter sich veränderten Rahmenbedingungen) mitzugestalten und mir ist bewusst, dass manche strategischen Entscheidungen in den nächsten Jahren fallen müssen – ich möchte dabei aber nicht meine eigentliche Arbeit aus dem Blick verlieren. Denn diese Gefahr nehme ich wahr, und diese Gefahr und die damit verbundenen Anforderungen werden zu einem massiven Frust gerade jüngerer Kol-

leg:innen führen – noch bevor der Prozess richtig angefangen und Kürzungen im Personalbereich eingetreten sind. Worte des Verständnisses allein oder das Bekenntnis, dass auch EOK-intern Kürzungen notwendig sind und bereits vollzogen wurden, helfen dabei nicht weiter.

Es braucht belastbare Fakten und wirkliche Unterstützungsmöglichkeiten, die nicht zuletzt auch Ehrenamtliche dazu motivieren, sich weiter für unsere Kirche einzusetzen. Dazu gehört in meinen Augen aber auch, sich einzugestehen, dass es schwierig ist, verschiedene Prozesse (Liegenschaft, Pfarrbild, Strategie..) gleichzeitig in Gang zu setzen, ohne bei dem Einen die Folgen des Anderen in den Blick zu nehmen. Aber auch das Wissen darum, dass nicht in allen Regionen Kirchengemeinden ohne weiteres miteinander kooperieren.

Um den oben beschriebenen Anforderungen gerecht zu werden, braucht es darüber hinaus meines Erachtens eine Abkehr des strikten Baumoratoriums, das in einigen Gemeinden die finanzielle Lage massiv verschärft. Vielmehr braucht es gerade jetzt finanzielle Unterstützung, um zwingend notwendige Baumaßnahmen zumindest bis zu einer Überbrückung sicherzustellen. Es braucht flächendeckende und insbesondere kostenfreie Unterstützungsmöglichkeiten durch die Gemeindeberatung, um Prozesse in schwierigen Gemeindegemerkungen begleitet zu wissen, Schuldeputatskürzungen oder Kasualientlastung, um Zeit für die neuen Aufgaben rund um den Strategieprozess zu haben. Es braucht intensive Be-

gleitung durch kundige Fachleute (Architekt:innen) aus dem EOK, die mit ihrem Sachverstand nicht zuletzt Ehrenamtliche entlasten und begleiten. Es braucht Hilfe, die auch wirklich bei den (Orts-) Gemeinden ankommt – damit die nicht das Gefühl haben, für die Zukunft unserer Kirche längst schon keine Rolle mehr zu spielen.

■ Pascal Würfel, Neureut-Nord

Drei große Fragezeichen

Alte Männer verstehen oft die Welt nicht mehr, in der sie inzwischen leben. So ist es. Ich kenne das. Schlimmer noch: Alte Kirchenmänner verstehen oft auch die Kirche nicht mehr, selbst wenn sie lange in ihr gearbeitet haben. Es gehört zum Konzept der „öffentlichen Kirche“, solche Fragen nicht zu unterdrücken.

Frage 1: Was bewirkt Bischofswahl- Werbung?

Bei der Ankündigung der Bischofswahl wurde mitgeteilt, dass Gemeindeglieder Vorschläge machen können. Erstmals in Baden, wurde gesagt, erstmals sogar in der EKD. Wow, Demokratie. Verboten war das aber nie, praktiziert wurde es auch ohne öffentlichen Aufruf. Nach Abschluss einer vorgegebenen Frist waren 60 Nennungen zusammen gekommen. Wieder mit Stolz: Wow. Man konnte unterstellen: Unabgesprochene Mehrfachnennungen, fehlende Zustimmung der genannten Person, vielleicht auch bessere Eignung für andere Aufgaben mussten noch beachtet werden.

Zuletzt blieben – ganz ohne Wow – zwei Namen übrig! Immerhin einer mehr als bei der damaligen Bischofswahl zur Nachfolge von Labi Dr. U. Fischer. Wie wird es dann das nächste Mal aussehen?

Hat diese Art von Wahlwerbung Folgen auf das Amtsverständnis oder ist sie Ausdruck desselben? Frauen und Männer, die in dieses Amt gewählt werden, müs-


sen schon vor der Wahl Interviews bestehen und nach der Wahl ebenfalls. Da geht es um die Klimakatastrophe, um sexuelle Übergriffe, um Sparprogramme. Seelsorge kommt nicht vor, obwohl die aktuellen Corona-Ereignisse nach Seelsorge geradezu schreien?

Frage 2: Wie viel Freiheit bleibt in der Kirche der Freiheit nach der Bischofswahl noch übrig?

Keine Frage: Aus 60 ungekürzten Vorschlägen kann man keinen Wahlzettel für die Landessynode zur Bischofswahl machen. Darf man aber in das andere Extrem ausweichen? Zwei statt 60? Weniger als 5 Prozent? Die entscheidenden Wahlvorgänge haben schon vor der Vorlage an die Landessynode stattgefunden. Unter Beteiligung von Landessynodalen, aber eben nur einer kleinen Minderheit. Die Mehrheit darf nicht mehr überlegen, vergleichen, sich mit anderen abstimmen, Einschätzungen diskutieren usw. Ihr Wahlrecht ist zwangsweise reduziert. Kein wow! Eher: Kyrie eleis.

Frage 3: Wie arm und klein ist unsere Badische Landeskirche?

Gibt es unter uns tatsächliche nicht zwei oder drei Männer oder Frauen, denen man eine Eignung für das Bischofsamt zusprechen kann? Stattdessen muss man einen Kandidaten in einer Nachbarkirche suchen? Dieser Wahlvorschlag mit *einer* Frau und *inem* Mann ist eine Ohr-



feige für die Theologenschaft der Bad. Landeskirche und eine Selbstblamage derer, die den Vorschlag erarbeitet haben.

Aus einer Tagung der Landessynode war zu hören, wir seien in Baden „arm und klein“. Bilanz der letzten Jahre badischer Kirchengeschichte? Oder wegweisende Worte für die Zukunft der Bad. Landeskirche? Die Formel „arm und klein“ kommt im Jahr des 200-jährigen Jubiläums der Landeskirche in Gebrauch. Was hat das zu bedeuten?

■ Klaus Baschang, Karlsruhe

Informationen zur Krankenhilfe-Einreichung

- Bitte reichen Sie den vollständigen Beihilfebescheid mit allen Seiten per Post oder per E-Mail als PDF-Datei im Anhang bei uns ein. E-Mails mit Beihilfebescheiden bitte ausschließlich an: krempe1@pfarrverein-baden.de oder krankenhilfe@pfarrverein-baden.de. Die Kostenbelege (Arztrechnungen, Rezepte, Krankenhausrechnungen, usw.) sind nur noch erforderlich, wenn es sich um Pflegekosten handelt oder Erstattungen anderer Stellen vorgenommen wurden (z. B. Krankenkassen).
- Bei **Pflegekosten** müssen Sie außerdem die entsprechenden Positionen auf dem Original-Beihilfebescheid kennzeichnen als „Pflege“. Pflegekosten werden von uns nicht übernommen.
- Bei uns sind generell keine **Beantragungen** (Kuren, Zahnersatz, Kieferorthopädie usw.) erforderlich. Die Beihilfestelle muss jedoch vorab genehmigen. Also im Zweifelsfall dort Auskunft einholen, was beihilfefähig ist und was vorab beantragt werden muss. Informationen finden Sie auch unter www.kvbw.de in der Rubrik „Beihilfe“.
- Bei **Krankenhausaufenthalten** dort mitteilen, dass Sie Beihilfeberechtigter und Selbstzahler sind. Bei Beihilfeberechtigten ist keine Kosten-Abtretung möglich. Wir benötigen auch keine Aufnahme/Entlassanzeigen der Krankenhäuser.
- Eine **Direktabrechnung** mit der Klinik oder dem Krankenhaus ist für den Anteil des Pfarrvereins leider nicht möglich. Bitte reichen Sie wie gewohnt nach erfolgter Behandlung den Bescheid Ihrer Beihilfestelle bei uns ein, wir erstatten daraufhin unseren Kostenanteil.
- Nur wer von seinem Dienstgeber monatlich 22 Euro einbehalten lässt, kann bei der Beihilfe **Wahlleistungen** (z. B. Chefarzt, Zwei-Bett-Zimmer) abrechnen.
- **Krankmeldungen** bitte Ihrem Dienstherrn vorlegen. Sollten Sie ein zusätzliches Exemplar für die Krankenkasse erhalten, bitte aufbewahren, nicht bei uns einreichen.
- Für Beihilfeberechtigte und ihre Angehörigen besteht **Pflegeversicherungs-pflicht**. Der Pfarrverein (Berufsverband) kann jedoch nicht pflegeversichern. Über 80 % der badischen Pfarrerschaft sind bei der Familienfürsorge Detmold pflegeversichert. Haben Sie alle Kinder und den Ehepartner bei der Pflegeversicherung angemeldet, oder besteht eine eigene Pflegeversicherung? Melden Sie Kinder am besten gleich nach der Geburt bei Ihrer Pflegeversicherung an.
- Die **Bearbeitung der Krankenhilfe** beträgt bei uns in den meisten Fällen zwischen zwei und drei Wochen. Bitte sehen Sie von telefonischen Anfragen über den Stand der Bearbeitung ab.
- Bitte klären Sie im Zweifel **vor dem Aufenthalt in Krankenhaus oder Rehaklinik** mit der Beihilfestelle (KV BW) ab, welche Leistungen und Wahlleistungen von der Beihilfe übernommen werden. Die nicht beihilfefähigen Kosten (z. B. für Einbettzimmer) werden Ihnen selbst in Rechnung gestellt.

Mitverdienende Angehörige: Beitragspflicht auch bei Rentenbezug

Wenn mitberücksichtigte Angehörige von Mitgliedern eine eigene Rente oder Pension beziehen, werden dadurch in der Krankenhilfe des Pfarrvereins Beiträge fällig. Voraussetzung ist, dass es sich dabei um eine Rente aus Berufstätigkeit (auch Zusatzrenten wie VBL) handelt und die Ehepartnerin/der Ehepartner in der Krankenhilfe des Pfarr-

vereins mitberücksichtigt werden möchte. Ein Einkommen oder Rentenbezug von mitberücksichtigten Angehörigen muss uns immer gemeldet werden.

Generell gilt: wer in der Krankenhilfe mitberücksichtigt werden möchte, muss vorher angemeldet werden.

Datenänderungen

Damit die Kommunikation zwischen der Geschäftsstelle des Pfarrvereins und seinen Mitgliedern reibungslos funktioniert, sind wir darauf angewiesen, dass Sie uns Änderungen von Adressen, Telefonnummern und Bankverbindungen mitteilen. Dies gilt auch für Eheschließung, Scheidung, die Geburt eines Kindes oder auch beim Eintreten eines Sterbefalles. Der Pfarrverein verständigt bei Adressänderungen auch die Versandstelle des Deutschen Pfarrerblasses.

Für den **Badischen Pfarrkalender** ist es erforderlich, dass wir auch über Ihre Dienststellen-Änderungen informiert werden, um auch hier aktuelle Daten präsent zu haben.

Zur **Festsetzung des Beitragseinzugs** ist es wichtig, dass Sie uns jede Kopie Ihrer Bezüge/Abrechnung übersenden, faxen

oder mailen, wenn Sie nicht oder nicht nur über den EOK oder die Ruhegehaltskasse in Darmstadt besoldet werden.

Melden Sie uns bitte stets die **Berufstätigkeit Ihrer Ehepartnerin/Ihres Ehepartners**, damit wir die Beiträge festsetzen können, wenn sie/er Beihilfe erhält (18.000- bzw. 20.000-Euro-Regelung, siehe KV/BW- bzw. LBV-Formular!) und in der Krankenhilfe des Pfarrvereins berücksichtigt werden soll.

Bei Rückfragen und Problemen in Bezug auf die Berücksichtigung von Angehörigen setzen Sie sich bitte mit Ihrer Beihilfestelle in Verbindung.

Studierende Kinder

... können sich bei Studienbeginn von der studentischen Versicherungspflicht freistellen lassen. Dies ist möglich bei der AOK des Studien- oder Wohnortes; falls der Studierende schon bei einer anderen gesetzlichen Krankenkasse versichert war, geht es auch dort. Gegebenenfalls ist für die gesetzliche Krankenkasse eine Bescheinigung von uns nötig.

Die Freistellung von der Versicherungspflicht in der Gesetzlichen Krankenversicherung empfiehlt sich dann, wenn das Kind für die Dauer des Studiums weiterhin über Beihilfe und Pfarrverein berücksichtigt werden soll.

Jedoch gilt hier zu beachten: Die Berücksichtigung in Beihilfe und Pfarrverein gilt nur so lange, wie auch Kindergeld gezahlt wird, also maximal bis zum Ende des Jahres, in dem der Studierende 25 Jahre alt wird (ggf. zuzüglich Wehr-/Zivildienst).

Dauert das Studium länger, oder auch bei Studienabbruch muss sich der Student **selbst bei einer privaten Krankenversicherung weiterversichern**, wenn zum Studienbeginn eine Freistellung von der studentischen (gesetzlichen) Krankenversicherung erfolgt ist. Im Zweifelsfall sollten Sie Ihre Beihilfestelle vorher um Rat fragen, ob noch Beihilfefähigkeit besteht und wie lange. Die Gewährungsfristen werden in bestimmten Fällen nach Beendigung des Studiums bis Jahresende verlängert.

Auch die Familienfürsorge/VRK berät in Fragen der privaten Krankenversicherung nach dem Studium. **Dort besteht eine Optionsversicherung, die es studierenden Kindern von Mitgliedern des Pfarrvereins ermöglicht, sich bei Verlust ihres Beihilfeanspruchs (durch Überschreitung der Altersgrenze) zu günstigeren Bedingungen zu versichern.**

Beihilfeberechtigte Kinder werden von uns in der Krankenhilfe mitberücksichtigt. Auch die beihilfeberechtigten Angehörigen sollten wissen, dass bei Arzt/Zahnarztbesuch, Krankenhausbehandlung usw. angegeben werden soll: beihilfeberechtigt und Selbstzahler.

Unsere Leistungen

- Regelmäßige Information unserer Mitglieder in den Badischen Pfarrvereinsblättern über berufsständische und aktuelle kirchliche Fragen
- Enge Zusammenarbeit mit der Pfarrvertretung als gewählter Interessenvertretung der badischen Pfarrerschaft
- Tag der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer als Forum der Kommunikation, jährlich mit der Mitgliederversammlung, der Ehrung der Ordinationsjubilare und dem Treffen der Neumitglieder
- Bezug des Deutschen Pfarrerberlates als monatliche Publikation des Verbandes evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland e.V. (Dachverband)
- Herausgabe des Pfarramtskalenders und des Badischen Pfarrkalenders, dem Adressenverzeichnis aller badischen Pfarrerinnen und Pfarrer, der Ruheständler und Witwen
- Verbindung zu den Pfarrvereinen der anderen Landeskirchen durch den Dachverband und zur Pfarrerschaft im Ausland durch die Konferenz europäischer Pfarrvereine und Pfarrvertretungen (KEP)
- Ausrichtung eines jährlichen Dies Academicus zusammen mit der Theol. Fakultät der Uni Heidelberg
- Unterstützungen im Krankheitsfall durch die angegliederte Krankenhilfe als Beihilfeergänzung
- Unterstützungen im Todesfall
- Unterstützungen in besonderen Notlagesituationen
- Talarbeihilfe für die Erstausrüstung bei LehrvikarInnen
- Beihilfen und zinsfreie Darlehen für studierende Kinder durch den Dachverband
- Hilfe für bedürftige Angehörige des Berufsstandes, ihre Hinterbliebenen und die in Ausbildung befindlichen Pfarrerinnen und Pfarrer mit Schwerpunkt Osteuropa durch den angegliederten Förderverein Pfarrhaushilfe e.V.
- Kostenlose Erstberatung in dienstrechtlichen Angelegenheiten durch einen Vertragsanwalt
- Günstige Bedingungen bei den Versicherern im Raum der Kirchen (Bruderhilfe/Pax/Familienfürsorge)

Reisen ins Ausland

Bei Reisen ins Ausland empfehlen wir unseren Mitgliedern den Abschluss einer Auslandsreise-Krankenversicherung. Die Beihilfe gilt zwar weltweit, jedoch werden im Ausland entstehende Kosten nur in der Höhe erstattet, was sie hier gekostet hätten. Außerdem sind auch medizinisch notwendige Rücktransporte nicht beihilfefähig und sollten deshalb über eine Auslandsreise-Krankenversicherung abgedeckt werden. Dabei ist zu unterscheiden zwischen fest und variabel terminierten Versicherungen.

Variabel terminierte Auslandsreise-Krankenversicherungen sind flexibler, gelten aber insgesamt nur für eine vereinbarte Anzahl von Tagen pro Jahr. Diese Lösung ist praktischer als die Vereinbarung von Festterminen und kostet nur geringfügig mehr. Bitte beachten Sie als Zweck den Urlaubscharakter dieser Krankenversicherungen. Dienstliche Anlässe oder länger dauernde Aufenthalte im Ausland sind evtl. anderweitig abzudecken. Dies sollten Sie im Einzelnen vorab mit Ihrem Arbeitgeber klären.

Eine Auslandsreise-Krankenversicherung ist zu günstigen Tarifen z.B. beim Versicherer im Raum der Kirchen (Bruderhilfe-Pax-Familienfürsorge) möglich. Auskunft erteilt das VRK-Regionalbüro in Landau, Tel. 06341/9393-69.

Dort können Sie auch über Krankenversicherung bei längerem Auslandsaufenthalt wegen Studium, Schüleraustausch o.ä. beraten werden.

Wichtig: Neue Aufnahmeregelungen für die Krankenhilfe

Der Vorstand hat in seinen letzten Sitzungen neue Aufnahme Richtlinien für die Krankenhilfe in Kraft gesetzt.

Neben diesem Infokasten finden Sie die neuen Richtlinien in voller Länge.

Die wesentlichen Punkte:

- Eine Aufnahme in die Krankenhilfe ist für Mitglieder des Pfarrvereins sowie deren Angehörige weiterhin wie gewohnt möglich, wenn eine Beihilfeberechtigung besteht und das 40. Lebensjahr noch nicht vollendet wurde.
- Mitglieder, die 40 Jahre alt sind oder älter, können nur dann in die Krankenhilfe aufgenommen werden, wenn sie erstmalig eine Beihilfeberechtigung in der Badischen Landeskirche erhalten und zuvor in der Gesetzlichen Krankenversicherung versichert waren. Mitglieder, die bis zur Vollendung des 40. Lebensjahres noch nicht in der Krankenhilfe waren und privat versichert sind, sollen in der privaten Kasse bleiben.
- Angehörige, die 40 Jahre alt sind oder älter und noch nicht in der Krankenhilfe waren, können zukünftig nicht mehr in die Krankenhilfe neu aufgenommen werden. Das gilt auch für Witwen und Witwer.
- Angehörige, die 40 Jahre alt sind oder älter, können nicht mehr in die Krankenhilfe zurückkehren, wenn sie für 10 Jahre oder länger z. B. für eine Berufstätigkeit die Krankenhilfe verlassen haben oder vor dem Verlassen weniger als 24 Monate in der Krankenhilfe waren.
- Mitglieder und deren Angehörige, die 40 Jahre alt sind oder älter, und die zeitweise anderweitig krankenversichert waren (z. B. Beurlaubung), können in die Krankenhilfe zurückkehren, wenn sie wieder beihilfeberechtigt sind und vor der Beurlaubung o. ä. bereits mind. 24 Monate in der Krankenhilfe berücksichtigt waren. Angehörige dieser Rückkehrer:innen, die zuvor weniger als 24 Monate oder gar nicht mit in der Krankenhilfe waren, können nicht mehr in die Krankenhilfe aufgenommen werden.

Für gewisse Fallkonstellationen gilt eine Übergangsfrist bis zum 30.06.2022. Bitte sprechen Sie die Geschäftsstelle des Pfarrvereins an, wenn Sie betroffen sind.

Aufnahme in die Krankenhilfe des Evang. Pfarrvereins in Baden

I Neuaufnahmen

1. Vikar:innen, Pfarrer:innen und sonstige Mitglieder sowie deren Angehörige können, sobald eine Beihilfeberechtigung besteht, in die Krankenhilfe aufgenommen werden.
2. Vikar:innen, Pfarrer:innen und sonstige Mitglieder, die z. B. aus Altersgründen keine Beihilfeberechtigung mehr bekommen, können nicht in die Krankenhilfe aufgenommen werden.
3. Vikar:innen, Pfarrer:innen und sonstige Mitglieder, die das 40. Lebensjahr vollendet haben, können nicht mehr in die Krankenhilfe aufgenommen werden. Dies gilt nicht, wenn sie erstmalig zu diesem Zeitpunkt zeitnah eine Beihilfeberechtigung über die Evang. Landeskirche in Baden erhalten haben und zuvor in der GKV versichert waren.
4. Partner:innen von Vikar:innen, Pfarrer:innen und sonstigen Mitgliedern, die das 40. Lebensjahr vollendet haben, können nicht mehr in die Krankenhilfe aufgenommen werden. Dies gilt auch für Witwen und Witwer. Für Altfälle gilt eine Übergangsfrist bis zum 30.06.2022.

II Wiederaufnahmen

1. Rückkehrer:innen und deren Angehörige, die zeitweise anderweitig krankensichert waren (z. B. Auslandsaufenthalt, wissenschaftliche Tätigkeit, ...) und bereits in der Vergangenheit mindestens 24 Monate in der Krankenhilfe abgesichert waren, können in die Krankenhilfe zurückkommen, wenn sie auch ihre Beihilfeberechtigung wiedererlangen. Wenn das 40. Lebensjahr noch nicht vollendet wurde, ist eine Rückkehr ohne Einschränkungen möglich.
2. Angehörige von Vikar:innen, Pfarrer:innen und sonstigen Mitgliedern, die vor der Rückkehr des beihilfeberechtigten Partners nicht oder weniger als 24 Monate in der Krankenhilfe berücksichtigt waren und bei Rückkehr das 40. Lebensjahr vollendet haben, können nicht mehr in die Krankenhilfe aufgenommen werden.
3. Angehörige von Vikar:innen, Pfarrer:innen und sonstigen Mitgliedern, die das 40. Lebensjahr vollendet haben und die 10 oder mehr Jahre aus Gründen einer Berufstätigkeit anderweitig versichert waren oder vor Beginn der anderweitigen Versicherung weniger als 24 Monate in der Krankenhilfe abgesichert waren, können nicht wieder in der Krankenhilfe berücksichtigt werden, ausgenommen Angehörige von Rückkehrer:innen nach II. 1. Dies gilt auch, wenn das Mitglied zwischenzeitlich verstorben ist, der Angehörige also Witwe:r ist. Für Altfälle gilt eine Übergangsfrist bis zum 30.06.2022.

Ordination in Estland und neue Stipendiaten

Am Reformationsfest, 31. Oktober 2021, wurde im Dom von Tallinn/Reval unsere frühere Stipendiatin Jane Vain zur Pfarrerin ordiniert, gemeinsam mit zwei weiteren Ordinanden. Frau Vain studierte 2016–2017 in Heidelberg und machte nach ihrem ersten Examen ihr Vikariat (in Estland „Diakonat“) in der Gemeinde Pärnu-Jaagupi im Westen Estlands. Nach dem zweiten Examen und der Ordination ist sie nun Pfarrerin in der Gemeinde Järva-Madise, zwischen der Hauptstadt Tallinn und der Universitätsstadt Tartu/Dorpat. Die dortige Matthäuskirche stammt aus dem 13./14. Jahrhundert und wurde im 19. Jahrhundert umgestaltet. In der Estnischen Evang.-Luth. Kirche tragen, wie auch in Skandinavien, die Geistlichen zu festlichen Anlässen traditionell besondere liturgische Gewänder und ein umgehängtes Kreuz. Unser Bild zeigt unsere ehemalige Stipendiatin nach der Ordination vor dem Dom von Tallinn.

Nachdem 2020 wegen der Pandemie das Studium in Heidelberg nur digital stattfand, war es nicht möglich, vor einem Jahr neue Stipendiat*innen zu gewinnen. Zum Wintersemester 2021/22, das wieder – zumindest im Augenblick – präsentisch stattfinden kann, sind aber zwei neue Stipendiaten in Heidelberg eingetroffen: Fülöp Jávori aus Ungarn wohnt im Theologischen Studienhaus, und Indrek Salumets aus Estland konnte im Ökumenischen Studentenheim unterkommen. Das Studium in Heidelberg ist für alle Stipendiat*innen unseres Fördervereins eine große Chance, die Breite und Vielfalt theologi-

schen Denkens und Arbeitens kennen zu lernen. Gerne sind sie auch bereit zu einem kurzen Gemeindepraktikum, etwa in den Frühjahrs-Semesterferien, oder zu einem Vortrag über ihre Heimat und die kirchliche Lage.

Unser Förderverein dankt herzlich allen, die durch ihre Spenden – unsere einzige Einnahmequelle! – diese segensreiche Arbeit unterstützen und bittet ebenso herzlich darum, diese wichtige Aufgabe auch in Zukunft zu unterstützen. Wenn Sie sich daran beteiligen möchten, setzen Sie sich bitte mit der Geschäftsstelle des Pfarrvereins in Verbindung. Danke!

■ Hans Kratzert,
Vorsitzender des Fördervereins,
Heidelberg



Bericht aus der Pfarrvertretung

Die Landessynode hat auf ihrer Herbsttagung ein **neues Lehrvikariatsgesetz** beschlossen. Durch eine **modularisierte Ausbildung** kann die Zeitdauer flexibel zwischen 24 Monaten im Volldienst und bis zu 48 Monaten im Teildienst festgelegt werden. Die Landeskirche verspricht sich davon eine bessere Vereinbarkeit des Lehrvikariats mit der Familiengründungsphase; aber auch für Anliegen wie die Promotion oder die Berücksichtigung schon vorhandener Qualifikationen ist das neue Modell hilfreich.

Zeitnah wird nun die Ordnung der Theologischen Prüfungen angepasst; danach werde ich ausführlicher berichten.

Bei unserer letzten Sitzung wurden die **Reisekostenabrechnungen** angesprochen. Hintergrund war die Erfahrung, dass es nicht gelang, in das Abrechnungssystem Kidicap zu gelangen, weil ein zuvor nicht vergebenes Passwort verlangt wurde, dass eine Weiterleitung an die genehmigende Person nicht möglich war, dass Mails und Telefonate bei der Reisekostenstelle lange unbeantwortet blieben bzw. die Auszahlung lange dauert. Wenn man die zuständigen MitarbeiterInnen dann erreicht, sind sie freundlich und hilfsbereit – aber der Zeitaufwand, der für den Antrag und die Klärung nötig ist, übersteigt deutlich die Grenzen des Akzeptablen. Ich würde mir wünschen, dass hier eine offensivere Informationspolitik betrieben wird, z.B. „Eine Softwareumstellung führt leider dazu, dass Sie zur Zeit auf das Ihnen zustehende

Geld länger warten müssen, als wir das wollen. Wir arbeiten mit Hochdruck an den Problemen, teilen Ihnen mit, wenn sie behoben sind und akzeptieren befristet auch wieder Papieranträge.“ Es ist schade, wenn die Akzeptanz von eigentlich sinnvollen Digitalisierungsmaßnahmen durch frustrierende Erfahrungen der beschriebenen Art beschädigt wird. Und es darf nicht sein, dass MitarbeiterInnen auf die Einreichung von Anträgen verzichten, weil ihnen der Aufwand zu hoch ist. Weitere Erfahrungsberichte aus der PfarrerInnenenschaft zu Digitalisierungsmaßnahmen nehme ich gerne entgegen.

Noch ein Hinweis für alle PfarrerInnen, die das **55. Lebensjahr** erreicht haben oder in diesem Jahr noch erreichen: Nach § 4 (2) der Rechtsverordnung Urlaubsordnung (www.kirchenrecht-baden.de/document/4289) können auf Antrag vom Evangelischen Oberkirchenrat **pro Kalenderjahr drei Tage Dienstbefreiung für eine Maßnahme der Rekreation bzw. Salutogenese** bewilligt werden. Diese Tage sind nicht auf das Folgejahr übertragbar.

Außerdem weise ich rechtzeitig vor Ende der Antragsfrist am 1. April mal wieder darauf hin, dass sich das **Regeldeputat von GemeindepfarrerInnen** zu Beginn des Schuljahrs, in dem das **60. Lebensjahr** vollendet wird, **auf Antrag** bei Schuldekan oder Schuldekanin um 2 Wochenstunden **reduziert** (bei Teildienst von 50 bis 80 % um eine Stunde). Ab dem Beginn des Schuljahrs, in dem das **63. Lebensjahr** vollendet wird, **entfällt** das Deputat **auf**

Antrag beim EOK über den Dienstweg vollständig (www.kirchenrecht-baden.de/document/4251, RV ERU § 1 bzw. § 4). Dass die Altersermäßigung – anders als beim Land – beantragt werden muss, halte ich für schwierig: Wenn weiter im bisherigen Umfang unterrichtet wird, beruht das u.U. nicht auf einer aktiven Entscheidung für eine quasi ehrenamtlich erbrachte Tätigkeit, sondern auf Unkenntnis oder einem Versäumnis. Ich bitte daher die SchuldekanInnen, die betroffenen KollegInnen auf die Antragsmöglichkeit hinzuweisen.

■ Volker Matthaei,
Vorsitzender der Pfarrvertretung,
Stutensee

Anstoß: 30% weniger – wie kann das gehen?

Auf allen Ebenen der Landeskirche wird zur Zeit intensiv darüber diskutiert, wie die Stellenkürzungsvorgabe der Synode umgesetzt werden kann, auch in der Pfarrvertretung.

Vor dem Versuch einer Antwort will ich die Fragestellung präzisieren: 30% weniger Personal für 30% weniger Kirchenmitglieder wäre zwar eine Transformationsherausforderung, aber letztlich ein lösbares Problem – auch wenn der Prozess selbst natürlich Kräfte bindet, die an anderer Stelle fehlen. Das Problem ist der Beschluss der Synode, **Stellenkürzungen um 30%** in den nächsten 12 Jahren durchzuführen, obwohl **mit 20% weniger Kirchenmitgliedern und Kirchensteueraufkommen** gerechnet wird.

10% mehr für Digitalisierung, nachhaltige Gebäude und Innovation, damit wird der kirchlichen Öffentlichkeit die überproportionale Personalkürzung verkauft. Was diese Erzählung für uns PfarrereInnen und Pfarrer bedeutet, gerät dabei aus dem Blickfeld: Der **Personalschlüssel verschlechtert sich**. Das bedeutet **Arbeitsverdichtung** in einem Beruf, der ohnehin schon durch eine hohe Arbeitsbelastung gekennzeichnet ist – zumal in Baden mit seiner spezifischen Kombination von im EKD-Vergleich hohen Zahlen bei der Zahl der Gemeindeglieder pro voller Pfarrstelle und gleichzeitig nach wie vor hohem Religionsunterrichtsdeputat. Es ist daher nachvollziehbar, dass die Ankündigungen bei vielen KollegInnen Befürchtungen ausgelöst haben, wie das zu schaffen sein soll.

In bestimmten Bereichen spielt ein schlechterer Personalschlüssel keine Rolle – ob ein Gottesdienst für eine kleine oder eine große Gemeinde gehalten wird, macht beim Zeitaufwand keinen Unterschied. An anderen Stellen wird der veränderte Personalschlüssel aber spürbar werden: Es wird mehr oder zumindest größere KonfirmandInnengruppen geben; die Zahl der Taufen, Trauungen und Beerdigungen pro Person wird zunehmen.

Die spannende Frage ist nun, mit welchem Konzept die Landeskirche die steigende Arbeitsbelastung abfedern will. Die Leitung des Personalreferats hat sich im April und im Oktober 2021 zum Prozess der Umgestaltung den Fragen der Pfarrvertretung gestellt. Die Präsentation von OKR Dr. Weber und KR Dr. Augenstein benannte dabei als Ziel des Prozesses, „kirchliches und diakonisches Handeln (...) in den verschiedenen Netzwerken der Gesellschaft *wirksamer* ein(zu)bringen“.

Ob diese Erwartung die Befürchtungen vieler KollegInnen zerstreut? Die Erwartung eines **Mehr an Wirksamkeit mit einem schlechteren Personalschlüssel**, das **erzeugt** in erster Linie **Druck** auf das verbleibende Personal. Lieber hätte ich ein klares Signal bekommen: „Die Landeskirche wird dafür sorgen, dass Sie auch zukünftig Ihre Arbeit motiviert, fachlich gut und mit klaren Belastungsgrenzen ausüben können.“ Das hätte den KollegInnen Angst genommen und Vertrauen geschaffen. Immerhin: Wir sind uns einig, dass wir zu den Fragen des Umbruchprozesses weiter im Gespräch bleiben.

Zur Illustration des Reformbedarfs wird gerade gerne das Beispiel erzählt von den beiden Nachbar-Dorfgemeinden, von denen jede eine vierköpfige KonfirmandInnengruppe hat. Mag sein, dass es das auch noch gibt. Aber sicher nicht als Normalfall. Der Normalfall ist vielerorts und vermutlich weiter zunehmend die Mangelverwaltung. **Wenn in Dienstgruppen regelmäßig Stellen nicht besetzt ist, geht es nicht mehr um gabenorientiertes Arbeiten, sondern darum, irgendwie zu überleben.** Kein Wunder daher, wenn es in Dienstgruppen mancherorts heftig kriselt. Die Überlegung des Personalreferats, noch eine **Leitungsebene** in die **Dienstgruppenstruktur** einzuziehen¹, wäre m.E. eine **hierarchische Lösung eines auf Mangel beruhenden Problems**. Ob durch mehr hierarchische Steuerung die Zusammenarbeit in der Dienstgruppe besser würde, wage ich zu bezweifeln.

Die **Berufsgruppe der DiakonInnen** ist dabei noch **besser geschützt** – hier gibt es klare, mit Arbeitszeiten hinterlegte Dienstpläne und eine geregelte 39-Stunden-Woche. Für uns PfarrerInnen ist die Situation schwieriger durch das völlige Fehlen von Arbeitszeitregelungen im Pfarrberuf (und in der Folge auch durch das Fehlen von Mehrarbeitsbegrenzungen, wie es sie im staatlichen Beamtenrecht gibt). Ich hoffe hier auf gute Erfahrungen mit dem Terminstundenmodell, das in den Bezirken Kraichgau und Pforzheim gemeinsam durch DiakonInnen und PfarrerInnen erprobt wird.

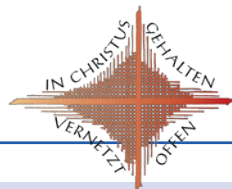
Eine besondere Herausforderung werden zukünftig die „**Vernetzungsstellen**“ sein, Stellen also, die sich durch eine Kombination von allgemeinen kirchlichen Aufträgen und Gemeindeaufträgen ergeben². Zum einen besteht hier die **Gefahr einer verschlechterten Rechtsstellung**: Im Gemeindepfarramt sind PfarrerInnen bisher durch § 79 (2) des Pfarrdienstgesetzes weitgehend vor freier Versetzbarkeit geschützt, während Stellen mit allgemeinem kirchlichem Auftrag befristet sind bzw. freier Versetzbarkeit unterliegen. Bei Kombination von Aufträgen nützt einem aber der Schutzstatus des Gemeindeauftrags nichts, wenn der andere Stellenanteil ausläuft.

Neben der rechtlichen Frage wird es aber auch ganz praktisch nicht immer einfach sein, zwischen den **Anforderungen zweier verschiedener Arbeitskontexte** zu jonglieren. **Klare Absprachen** sind hier zum Schutz der Betroffenen **notwendig**.

■ Volker Matthaei, Stutensee

1 OKR Dr. Weber und KR Dr. Augenstein in der Sitzung der Pfarrvertretung am 7.10.21

2 s. Anm. 1



Begeistert leben!

**Jahrestagung des
Pfarrfrauenbundes Baden
für Frauen von Pfarrern, Vikaren,
Diakonen und für Pfarrwitwen
vom 24. – 27. 01. 2022
in Bad Herrenalb, Haus der Kirche**

Herzliche Einladung zu unserer Tagung

Für uns alle liegt eine Zeit voller neuer, zum Teil einschneidender Ereignisse hinter uns.

Kann man in diesen von Einschränkung und Regeln gekennzeichneten Tagen „begeistert leben“?

Bestimmt haben viele von euch gerade in allen Einschränkungen und Verlustserfahrungen auch „begeisternde“ Erfahrungen gemacht.

Wir wollen den Auswirkungen des Heiligen Geistes in vielfältiger Weise nachspüren.

In der Hoffnung, dass die Tagung stattfinden kann, freuen wir uns auf alle, die kommen können.

Bitte habt Verständnis dafür, dass wir die dann geltenden Richtlinien für Tagungen einhalten müssen und kein Risiko eingehen werden.

Herzlichst

■ Claudia Bär

Montag, 24. Januar 2022

- 15.00 Uhr Beginn mit Nachmittagskaffee
- 15.30 Uhr **Begrüßung**
Claudia Bär und Karin Baral
- 16.00 Uhr **Blick in die Welt**
**„Hoffnung übersetzen –
Herzen berühren:
Wie Gottes Wort in der
Muttersprache Menschen
beGEISTert“**
Wycliff-Mitarbeiter berichten
- 19.30 Uhr **Welche Musik beGEISTert Gott?**
Johannes Link,
Kantor für Popularmusik

Dienstag, 25. Januar 2022

- 8.00 Uhr **Andacht** in der Kapelle
Verena Zorn
- 9.30 Uhr **Bibelarbeit**
**Was bedeutet es, in und mit der
Wirklichkeit des Heiligen Geistes
zu leben?**
Johannesevangelium Teil 1
Christiane von Boehn
- 11.30 Uhr **Singen und Musizieren**
Chor: Kerstin Thomas Flöten:
Erika Trojansky
- 15.45 Uhr **Feldenkrais-Workshop**
Ute Schunck
- 17.00 Uhr **Fromm und frei –
200 Jahre badische
Landeskirche von der Union
bis heute**
Dr. Martin Schneider
- 19.30 Uhr **Komm Schöpfer Geist –
Kunst und Glaube**
Kathrin Deusch

Mittwoch, 26. Januar 2022

- 8.00 Uhr **Andacht in der Kapelle**
Cornelia Kampe
- 9.30 Uhr **Bibelarbeit**
Johannesevangelium Teil 2
Christiane von Boehn
- 11.30 Uhr **Singen und Musizieren**
Chor: Kerstin Thomas
Flöten: Erika Trojansky
- 16.00 Uhr **Treffen im Plenum |
Arbeitsgruppen:**
Meditativer Tanz
Verena Zorn und Annette Berggötz
Vorstellung von Büchern
Renate Schellenberg
Gesprächsgruppe „Demenz“
Hanna Schnaiter
Gesprächsrunde
Margrit Sebeties
- 19.30 Uhr **Abendmahlsgottesdienst**
Karin Epting und Birthe Mößner

Donnerstag, 27. Januar 2022

- 8.00 Uhr **Andacht und Reisesegen**
in der Kapelle | Claudia Bär
Abreise nach dem Frühstück

**Herzlich eingeladen sind alle Frauen
der Pfarrer, Vikare, Diakone und die
Pfarrwitwen.**

Tagungsort:

Haus der Kirche –
Evangelische Akademie Baden
Dobler Str. 51
76332 Bad Herrenalb
Tel. 07083/928-0 | Fax 07083/928-601
E-Mail: hausderkirche@hdk.ekiba.de

Tagungskosten:

130 Euro EZ
Bei Ankunft an der Rezeption
zu bezahlen.

Anmeldung: (bis 28. Dezember 2021)
Telefonisch, schriftlich oder per Mail an:

Irmtraud Binder

Bühler Str. 16

69126 Heidelberg

E-Mail: irmtraud.binder@t-online.de

Die Anmeldung gilt ohne Bestätigung.

Feste Zeiten des Hauses

- | | |
|--------------|-------------------|
| 8.00 Uhr | Andacht (Kapelle) |
| bis 9.30 Uhr | Frühstück |
| 12.30 Uhr | Mittagessen |
| 15.00 Uhr | Nachmittagskaffee |
| 18.30 Uhr | Abendessen |

Liebe Teilnehmerinnen, noch einige Hinweise für unsere Tagung:

- Eine Veränderung der momentanen Corona-Situation kann auch zu kurzfristigen Änderungen bzgl. der Durchführung bzw. zur Absage unserer Jahrestagung führen.
- Bei einer evtl. Teilnehmerzahl-Begrenzung durch das „Haus der Kirche“ entscheidet die Reihenfolge der Anmeldung.
- Zur Durchführung der Tagung sind die im Januar 2022 geltenden Corona-Verordnungen bindend.
- Aufgrund der aktuellen Gesundheitslage können nur Einzelzimmer gebucht werden.
- Wer eine bestimmte Diät braucht, sollte dies bei der Anmeldung vermerken.
- Wenn Sie als **Tagesgast** an der Tagung teilnehmen, bitten wir darum, bei der Anmeldung anzugeben, welche Mahlzeiten Sie im Haus einnehmen werden.
- Bitte beachten Sie, dass bei kurzfristiger Absage der Teilnahme (ab 7 Tage vor Beginn der Tagung) **Ausfallgebühren** in Höhe von 50 % anfallen, es sei denn man findet eine Ersatzperson.
- Zur Teilnahme am **Feldenkreis-Workshop** bitte Handtuch und Wollsocken mitbringen.
- Kontaktmöglichkeit für **Holzbläserinnen**:
Erika Trojansky, Tel. 07223/8011930

Wir Verantwortlichen danken Ihnen für Ihre Mithilfe und grüßen Sie in der Vorfreude auf die gemeinsamen Tage!

■ Für den Pfarrfrauenbund:
Cornelia Kampe,
Annette Berggötz,
Ulrike Weiland,
Heike Stier,
Irmtraud Binder,
Karin Baral,
Claudia Bär,
Verena Zorn,
Birthe Mößner,
Claudia Printz

Désirée Binder/Andreas Hasenkamp/
Dagmar Kreitzscheck

Supervision in der Seelsorge. Ein Modell integrativer Pastoralpsychologie (Reihe Supervision im Dialog)

Verlag W. Kohlhammer 2021, 172 Seiten

Supervision im Dialog – ein Buch, drei Zugänge: ein humanistischer, KSA-orientierter, ein systemischer und ein tiefenpsychologisch orientierter Zugang. Wie die Autorinnen und der Autor ihre Ansätze beschreiben, erweisen sie sich als kenntnisreich, als dialogoffen, lern- und anschlussfähig im Hören auf das Eigene und das der Andern. Ein „Modell integrativer Pastoralpsychologie“ nennen sie das, was sie als Team in Supervision und Kursleitung einer zweijährigen Pastoralpsychologischen Fortbildung in Seelsorge (PPFS) entwickeln und verantworten – EKD-weit einzigartig, angesiedelt im Zentrum für Seelsorge der Evangelischen Landeskirche in Baden.

Dialogisch arbeitet das Team auch im Texten. Gemeinsam verantwortete Teile wechseln mit namentlich gekennzeichneten. Besonders wertvoll ist mir die Darstellung der verschiedenen Supervisionsansätze, fast ein Kompendium, und der unterschiedlichen Menschenbilder, die, wenn auch knapp, in Beziehung gesetzt werden zu Themenfeldern der Theologie. Recht anschaulich wird das Anliegen des

Teams in einer exemplarischen „integrativen Fallarbeit“.

Dabei machen es sich die Autorinnen und der Autor nicht leicht, formulieren auch widerstreitend. So etwa, wenn Binder einerseits „die Kunst des Fragens als Kernkompetenz systemischer Supervision“ benennt, Hasenkamp hingegen auf „Zeit und Geduld“ besteht, „keine ständige Eingrenzung durch Fragen“ verträgt, „letztlich eine Haltung zu entwickeln, die es ermöglicht, eigene aufkommende Gefühle und Impulse nicht gleich in Handlung umzusetzen (zu agieren)“. Den eigenen Zugang zu schätzen *und* nicht absolut zu setzen, darauf zu achten, wo die Übergänge eher fluide sind – darin zeigt sich die Kunst des Dialogs. Darin zeigt sich auch das Verständnis des Integrativen: „das Suchen nach *Passungen* und der *Verbindung von Widersprüchlichem* als einem Prozess, bei dem die gegenseitige *Resonanz* eine zentrale Rolle spielt“. Allerdings: Diesen Prozess müssen die Leitenden, die Supervidierenden, die Teilnehmenden an den Fortbildungskursen, die Seelsorgelernenden folgerichtig immer wieder selbst vollziehen – andernfalls wäre das integrative Modell ja selbst wiederum eine Schule und nicht mehr ein Modell der Fruchtbarmachung des Verschiedenen.

Das Bestechende an diesem Ansatz ist, dass er ernst macht mit der Minimierung der Angst vor Synkretismen, dass er in der Begegnung unterschiedlicher psychologischer Ansätze eher die Horizont-erweiterung sieht als die Gefahr, an Profil zu verlieren. Damit erweist er sich als all-

tagstauglich, ist er nah an den alltäglichen Erfordernissen von Supervision und Seelsorge, indem es darum geht, Menschen „stimmig“ zu begleiten, und zwar in einer, wenn ich Schulz von Thun folge, „doppelte[n] Übereinstimmung sowohl mit mir selbst als auch mit dem Charakter der Situation“, so dass es immer darum geht, „authentisch und identitätsgemäß“ ebenso wie „situations- und systemgerecht“ zu handeln. Entsprechend legen alle Drei besonderen Wert auf die Arbeit an der Haltung, an, im Anschluss an Rogers formuliert, der Entwicklung der Fähigkeit zu „Empathie, Authentizität und Wertschätzung“ als seelsorglichen Grundhaltungen. Ein anregender Dialog, bei dem Beliebigkeit nicht zu befürchten ist, insofern das Belebende, das Wagnis der seelsorglichen Begegnung gelebt werden kann. Kreitzscheck beschreibt das für mich treffend: „... Dabei bediene ich mich pragmatisch jedes Verfahrens und jeder Methode, die mir hilfreich erscheint, damit der*die Supervisand*in das, was er*sie mit dem Menschen in der Seelsorge erlebt hat, reflektieren und für sich auswerten kann.“ Konkurrenzen, so stelle ich mir vor, bleiben dabei im Team nicht aus. Sie können fruchtbar sein, solange sich das Team nicht in ihnen verliert. Im Dialog werden die Profile schärfer, wächst die Bereitschaft, über die Grenzen des eigenen Ansatzes hinauszugehen und das Andere zu integrieren, sei es kombinierend, sei es additiv, sich in Mehrperspektivität zu üben – durchaus im Sinne des pragmatisch-politischen Axioms der Themenzentrierten Interaktion, innere und äußere Grenzen zu erweitern und so mehr Freiheit im Wählen dessen zu gewinnen, was

dienlich ist. So wird, wenn es gut geht, „das theoretische Entweder-oder zum praktischen Sowohl-als-auch“.

Das übersichtlich gestaltete Büchlein empfiehlt sich als Vademecum für alle, die in kirchlichen Arbeitsfeldern supervisorisch tätig sind, ebenso für Menschen in Studium und Ausbildung, nicht zuletzt für die, die ihre Seelsorgetätigkeit reflektieren wollen.

■ Michael Lipps, Mannheim

Markus Beile

Erneuern oder Untergehen. Evangelische Kirchen vor der Entscheidung

Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 2021

Nach seinem Buch „Religion für Nichtschwimmer“, in dem „Trockenübungen“ für religiös eher Ungeübte vorgestellt werden, nimmt Markus Beile, Pfarrer am Bodensee in Schule und Gemeinde, dieses Mal nicht die Menschen „außen“, sondern die „im Innern der Kirche“ in den Blick. Dieses Mal geht's (für ihn) um Sein oder Nichtsein, konkret der evangelischen Kirchen in Deutschland und der deutschsprachigen Schweiz, also in den, wie er sie tituliert, „Stammländern“ der Reformation. Dabei scheut er schon im Vorwort vor einer Pointierung der Themenstellung im Buchtitel, wo er immerhin noch in der Form einer Alternative formuliert („Erneuern oder Untergehen“) nicht zurück und fragt lapidar: „Haben die evangelischen Kirchen überhaupt noch eine Zukunft?“ Für den, der so formuliert, ist die Entscheidung schon eine, bei der sich die Waage gefährlich in einer Richtung nach unten neigt. „Die Zeit drängt“, so stellt er fest, und für die Kirchen sei höchste Alarmstufe geboten: „In zwanzig, dreißig Jahren wird es für einen fundamentalen Erneuerungsprozess zu spät sein!“

Das Thema, zu dem Markus Beile dieses Buch schreibt, ist zu ernst und zu drängend, um sich der Mühe der Lektüre zu

entziehen. Schon die Ouvertüre des Buches geht also ans Eingemachte. Darum sei der weitere Blick gleich auf die höchst dramatisch inszenierte Aufführung in drei Akten gerichtet. Im ersten Teil nimmt er die „Situation des Protestantismus“ in den Blick, im zweiten formuliert er „Kennzeichen eines zukunftsfähigen Protestantismus“, im dritten, umfangmäßig knappsten Teil geht es um die Vision einer Kirche, wie Markus Beile sie sich als eine attraktive und zukunftsfähige vorstellt. Über diesen Teil stellt er die sehr drastische Themen-Formulierung „Untergang oder Auferstehung des Protestantismus“.

Da der Autor selber den Rat gibt, doch gerne mit Teil 3 zu beginnen, um zu verstehen, worum es ihm geht, bin ich diesem Rat gefolgt. Unter dem Stichwort Auferstehung beschreibt er die Erfahrung in einem klassischen Kirchenraum (Münster!), in der Christine, seine fiktive Protagonistin allerdings nicht auf einen traditionellen Gottesdienst stößt. Vielmehr begegnet sie einem Mix von Musik, Text, Gebet und der Möglichkeit zu essen in frei zu wählender Nähe bzw. Distanz. Da reiße ich mir dann schon etwas verwundert die Augen und denke: Das gibt es doch längst, nicht als Normalsituation, aber als eine Form evangelischen bzw. ökumenischen Kircheseins zumindest in manchen City-Kirchen unserer Großstädte. Und da, wo es solche Formen (noch) nicht gibt, ist m.E. auf alle Fälle die Offenheit zu solchen oder anderen Veränderungen vorhanden. Natürlich gibt es auch Abwehrmanöver. Aber die gibt es bei Veränderungen immer. Und ob die im Buch beschriebene Form zukunftsfähiger Kirche nicht durch

andere Formen ergänzt werden müsste, ist mehr als nur eine mögliche These. Insofern – und da bin ich fürs erste dann eher beruhigt – läuft der Autor mit seinem Anliegen doch bei mehr Menschen als er womöglich vermutet, offene Türen ein.

Jetzt springe ich zurück zu den beiden vorausgehenden Teilen des Buches. Markus Beile steigt mit einer durchaus lesenswerten und gut beschriebenen Situationsanalyse ein, nennt die bekannten Megatrends (Pluralisierung, Globalisierung, Ökonomisierung etc.), beschreibt – in etwa vergleichbar der Sinusstudie – vier (Un)Glaubentypen, bevor er die bisherigen Lösungsstrategien der Kirche auflistet: weitermachen, besser vermarkten, diversifizieren, sich auf die Nachfrage fokussieren und sich den Freikirchen angleichen. Dass diese Wege seiner Meinung nach nicht ausreichen, liegt auf der Hand. Ansonsten hätte er das Buch ja nicht schreiben müssen.

Der zweite Teil des Buches nennt darum zwölf Kennzeichen der Kirche, die nach Meinung des Autors dem Abbröckeln und Untergehen wirksam entgegenwirken – wenn sie denn umgesetzt werden. Vieles ist dabei nicht unbedingt neu, wird hier aber kompakt zusammengestellt, u. a. die Lebensweltorientierung, der angemessene und gewinnbringende Umgang mit den eigenen Traditionen, die Berücksichtigung des Wertewandels, um hier einige der Kennzeichen der Liste konkret zu nennen.

Sehr interessant erscheinen mir zwei weitere Kennzeichen. Zum einen wird

eine Lernbereitschaft in Sachen Hermeneutik gefordert. Hierbei wird auf deren Relevanz für die eigene Predigtarbeit verwiesen. Wenn der Autor nicht zuletzt auch auf einen spirituellen Nachholbedarf protestantischer Gottesdienstpraxis verweist, reiht er sich in eine Debatte ein, die ja längst keine neue ist.

Zum anderen – und hierbei ist der Lernprozess offensichtlich noch längst nicht abgeschlossen – nennt er eine „reumütige Kirche“ als eine, die derart Glaubwürdigkeit gewinnen kann. Unter Reumütigkeit versteht er dabei einen angemessenen Umgang mit der „dunklen Seite des Christentums“. Ich finde, gerade hier hat der Autor wirklich recht. Es geht nicht nur darum, sich schnell von dieser „dunklen Seite“ zu verabschieden oder sie angesichts der unbestreitbar positiven Anteile der Kirchengeschichte zu verdrängen. Die Geschichte der Institution ist eben nicht nur eine des Versagens einzelner, vielmehr muss sich die Institution auch als Ganze mit den systemisch bedingten Schuldanteilen befassen. In der Aufarbeitung der Geschichte sexualisierter Gewalt (die im Buch in diesem Zusammenhang gar nicht erwähnt wird) sind wir als Kirche gerade dabei, das mühsam zu lernen.

Was bleibt – neben der ausdrücklichen Würdigung der Ernsthaftigkeit des Anliegens des Autors und des vorgelegten Textmaterials – festzuhalten in einer Zusammenschau der Analysen und Thesen dieser „Kirchen-Rettungs-Schrift“ (anders kann man das Buch seinem eigenen Anspruch gemäß gar nicht charakterisieren)? Drei meiner Ansicht nach fehlende Dimensionen möchte ich nennen:

1. Wer sich über die Zukunft der protestantischen Kirche Gedanken macht, kann Rettungsstrategien nicht für den Protestantismus alleine entwickeln. Die Sensibilität für das Körpergefühl im Blick auf den ganzen Leib Christi, sprich das ökumenische Bewusstsein zusammenzugehören (vor Ort und weltweit), darf bei den angesprochenen Kennzeichen auf keinen Fall fehlen. Die Herausforderungen für den Protestantismus im deutschsprachigen Raum beschreiben eine spezifische Krise unserer Form von Kirchlichkeit, zu deren Bewältigung die Erfahrungen in anderen Bereichen und Formen des Kircheseins Hilfreiches beizutragen haben.
2. Nur in Nebensätzen taucht die wirklich große Erfolgsgeschichte kirchlich diakonischen Handelns auf. Wer nach Reflexen guter Erfahrung mit Kirche auch bei den Skeptikern und Randsiedlern in unseren Breiten sucht, kann solche in großem Maß bei den Menschen finden, die diese Form des Kircheseins als eine empfinden, der sie allergrößte Sympathie und Wertschätzung entgegenbringen.
3. Manchmal konnte ich mich bei der Lektüre dieses Buches des Eindruckes nicht erwehren, dass zwei verschiedene Spezies von Menschen mit protestantischer Kirchenzugehörigkeit existieren. Es gibt die einen, die analysieren, wie es um die Kirche steht, und die sich auf die Suche nach Lösungen und Auswegen machen. Auf der anderen Seite gibt es eine Gruppe

verantwortlicher Kirchenmitglieder, die nicht in die Wege leiten, was eigentlich ihres Amtes ist, nämlich die Kirche zukunftsfähig zu machen. Allein schon des protestantischen Gedankens des allgemeinen Priestertums aller Getauften wegen wäre dieser Eindruck fatal – und ich behaupte, dass er auch nicht stimmt. Die vom Autor benannten Themen bestimmen zusehends und wahrnehmbar die Debatten kirchenleitender Gremien auf allen Ebenen des Kircheseins. Aber genau deswegen ist die Lektüre des Buches von Markus Beile auch empfehlenswert. Sie gibt Material an die Hand und stärkt die eigene Argumentationsfähigkeit. Tröstlich bleibt, dass bei aller Notwendigkeit kirchlichen Handelns gerade auch angesichts der Krisensymptome der Gegenwart die Zukunftsfähigkeit der Kirche zuletzt ohnedies nicht in unseren Händen liegt. Ich bin mir sicher, dass der Autor diese Überzeugung mit mir teilt.

■ Traugott Schächtele, Schwetzingen

Manfred G. Raupp

Das Stafforter Buch. Baden zwischen Calvin und Luther.

Textbeiträge: Johannes Ehmann und Manfred G. Raupp, Textbearbeitung: Holger Müller, Neulingen 2021, J.S. Klotz Verlagshaus (Sonderveröffentlichung Verein für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden 13), Din-A-5, Hardcover, 224 Seiten, 29 Abbildungen

„Es gehört ... zu den Kuriositäten der badischen Kirchengeschichte, dass aus einem zwischen 1556 und 1821 lutherischen Reichsstand eine reformierte Bekenntnisschrift hervorging.“ So ordnet Johannes Ehmann das Stafforter Buch ein und macht neugierig auf die Lektüre (S. 28, Anm. 8). Durch eine behutsame sprachliche Neufassung dieses Bekenntnisses von Ernst Friedrich, Markgraf von Baden-Durlach, durch den Stafforter Pfarrer Dr. Holger Müller ist diese Lektüre nun leicht zugänglich. Neben dem Text des Bekenntnisses (S. 47–218) bietet der Band eine kirchenhistorische Einordnung und Würdigung (S. 18–29) durch Prof. Dr. Johannes Ehmann, der nach zahlreichen Arbeiten zur Geschichte des badischen Protestantismus gerade eine mehrbändige „Geschichte der Evangelischen Kirche in Baden“ vorlegt (der Band II erschien 2021 in Leipzig), und eine kleine, aber reich bebilderte Geschichte des Schlosses Staffort von Manfred Raupp (S. 30–46).

Müller war es kürzlich gelungen, eines der wenigen Exemplare des Stafforter Buches im globalen Antiquitätenhandel aufzuspüren und mit Hilfe von Sponsoren für Staffort zu erwerben. So ist das Buch zum einen heimgekehrt und wird nun im Jubiläumsjahr der Evangelischen Landeskirche in Baden (1821–2021) einem breiteren Publikum bekannt gemacht, nachdem es vorher lediglich den theologischen Experten bekannt war – selbst in der theologischen Tradition, in die man das markgräfliche Privatbekenntnis verorten kann, wurde die Erinnerung daran praktisch nicht gepflegt. Immerhin hatte der hiesige Kirchengeschichtsverein 2001 eine wissenschaftliche Tagung über Ernst Friedrich und sein Bekenntnis von 1599 veranstaltet.


Ernst Friedrich, nach dem Tod des Vaters noch unter Vormundschaft, hatte sich trotz schwäbisch-lutherischer Bildung dem oberdeutschen Format des Protestantismus geöffnet, ohne im eigentlichen Sinne Calvinist geworden zu sein. Vielmehr sah er mit der Konkordienformel von 1577 und dem die Bekenntnisschriften kanonisierenden Konkordienbuch von 1580 das Luthertum auf Abwegen, nicht zuletzt weil er sich an der *Confessio Augustana Variata* von 1540 und anderen, eher irenischen Bekenntnistexten zu orientieren gedachte. Durch von ihm ins Land geholte reformierte Theologen gut beraten und wohl auch mit eigener theologischer Expertise beschlagen, entstand dieses nicht ganz vollständige, aber doch umfangreich traditionelle theologische Topoi traktierende Bekenntnis, mit dem Ernst Friedrich sich öffentlich positionieren, vor allem aber

seinen lutherischen Bruder Georg Friedrich gewinnen wollte. Verpflichtend wurde es nicht eingeführt. Insofern also keine weitere Reformation durchgeführt, das öffentliche Leben nicht reformiert wurde und der Landesherr nicht eindeutig dem Calvinismus zugerechnet werden kann, ist die kleine Markgrafschaft Baden-Durlach dann doch nicht Teil der „zweiten Reformation“ geworden, mit der nach der Lehre nun auch das Leben neu geordnet wurde und manche Territorien sich vom Luthertum zum Calvinismus weiterentwickelten. Das Buch, das eigentlich nach der Residenzstadt Durlach hätte benannt werden müssen, das seinen Namen dann aber durch den Druckort, die Sommerfrische des Landesherrn, erhielt, war trotz des irenischen Charakters nicht konsensfähig: Die unter dem Eindruck lutherischer Heißsporne stehenden Pforzheimer verweigerten in religiösen Dingen den Gehorsam. Beim Anmarsch auf den Versuch, die Renitenten an Enz, Nagold und Würm mit militärischen Mitteln zu überzeugen, starb Ernst Friedrich 1604 in Remchingen.

Nicht recht deutlich wird das konventionelle theologische Motiv Ernst Friedrichs: Er wird sich als christlicher Oberherr verantwortlich für beide Tafeln des Dekalogs gefühlt haben, also auch für die rechte Gottesverehrung. Leitend waren gewiss ebenso politische und dynastische Konstellationen sowie die Abwehr eines als zu dominant empfundenen Luthertums. Manche Aussagen in den vier Vor- und Grußworten scheinen wohl etwas zu sehr von der badischen Union zu Beginn des 19. Jahrhunderts und zu wenig von der

„Konfessionalisierung“ der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts inspiriert zu sein. „Luther“ und „Calvin“ kommen im Bekenntnis des Markgrafen nicht wörtlich vor. Der gewählte Untertitel dieser Neu-edition ist zwar prägnant, aber möglicherweise doch nicht ganz so treffend, wie es sich einem *prima vista* imponiert.

Das gewiss zu empfehlende Buch hätte durch weitere editorische und verlegerische Sorgfalt – selbst der Name des Lektors wird unterschiedlich geschrieben – noch gewinnen können. Die Vor- und Grußworte und die weiteren Beiträge sind in – teils nicht eben leicht lesbaren – verschiedenen Typen gesetzt, man stößt im Text auf farbige (Satz-) Zeichen, Formalia sind nicht einheitlich angewandt, neuere Literatur fehlt, etwa die Einleitung zum Stafforter Buch in der aktuellen wissenschaftlichen Ausgabe der Reformierten Bekenntnisschriften durch Andreas Mühling u. a. Auch die lutherischen Bekenntnisse werden nicht standardgemäß zitiert. Im Textcorpus, wo sich mit Großbuchstaben, Fettdruck und Kursivierungen, ebenso wie im Anmerkungstext unübersichtlich viele Hervorhebungsarten finden, sind nicht notwendige Wertungen wie „leider“ in den theologiehistorischen Anmerkungen (etwa S. 100, Anm. 48, und S. 104, Anm. 60 und öfter) stehen geblieben. Die Abkürzungen in den zahlreichen patristischen Stellenangaben werden nicht aufgelöst, so dass für Nicht-Fachleute unerklärliche Zeilen zu lesen sind, etwa S. 75 nach dem Namen Johannes Chrysostomos „Hom. 17. ad Hebr. Tom. 4. Fol. 1771“. Ehmanns tadelloser Beitrag hätte auch von einem



Aufsatz über die Druckerei des Migranten Albin (statt des Schlosses, S. 30 fehlt gar der Verfassersname) gefolgt werden können. Im Herausgebervorwort werden die Begriffe „reformiert“ und „reformatorisch“ (S. 12) verwechselt. Institutionennamen sind nicht immer korrekt. In einer zweiten Auflage sollten Korrekturen vorgenommen werden.

Durch die Druckerei im nicht mehr bestehenden Schloss und den theologisch beschlagenen Landesherrn wurde der badische Ortsname Staffort von dieser als „evangelisch-reformiert“ zu charakterisierenden Bekenntnisschrift durch alte Editionen in die Welt hineingetragen, auch wenn die Schrift selber eher unbeachtet blieb. Es ist Holger Müllers Verdienst, dass das Buch in einem Exemplar an seinen Ort zurückgekehrt ist und in einer leicht greifbaren Ausgabe nun auch vor Ort und regional Verbreitung finden kann.

■ Hans-Georg Ulrichs, Karlsruhe

Hartmut Spenner

Michael Heymel: Zum Leben aufblühen. Predigten (Predigten heute, Bd. 36)

Hartmut Spenner, Kamen 2021, 269 Seiten

Dr. Michael Heymel, geb. 1953 in Frankfurt am Main, ist seit 1983 im gemeindlichen Pfarrdienst tätig. Mit großer Hingabe und theologischem Wissen sind seine Predigten entstanden. Man merkt beim Lesen des Buches, dass er im Laufe der Jahrzehnte persönlich im Glauben gewachsen ist. Seine Bibelauslegungen sind tiefgründiger und auch wissenschaftlicher geworden. Heymel ist ein Pfarrer, der mit der Zeit geht. Er versteht es sehr gut, die Sorgen und Nöte seiner Gemeindeglieder in den Predigten mit einzubeziehen, wohl wissend, dass sie auf dem Land und in den Städten unterschiedliche Lebensweisen und Probleme haben.

Heymel hat sein Buch in neun Kapitel zu unterschiedlichen Themen gegliedert. Es enthält 36 Predigten, die in drei Jahrzehnten entstanden sind. Ganz besonders möchte ich auf zwei Predigten eingehen. In seiner Predigt „Wie ich Jesus kennenlernte“ vom 25.01.1998 im Kapitel „Auf der Suche“ fängt Heymel mit einer klaren Frage an: Wer ist Jesus? Er scheut schon als junger Theologe nicht davor zurück, die Menschen, ob alt oder jung, auf der Straße nach Jesus zu befragen.

Schon damals suchte er die Nähe zu den Menschen in seiner Umgebung, was für ihn sehr wichtig war, konnte er doch darauf auch seine Predigten aufbauen. Die Antworten auf seine Frage, wer Jesus denn sei, könnten nicht unterschiedlicher ausfallen: von „Jesus ist der Sohn Gottes“ bis „Er hat viel Gutes getan“. Bedauerlicherweise hat niemand Jesus als persönlichen Freund für sich angesehen, den man liebt und der uns alle ausnahmslos lieb hat. Eine persönliche Beziehung zu Jesus hatte leider niemand. Das muss für den jungen Theologen Heymel sehr deprimierend gewesen sein. Er stand am Anfang seines langen Weges, die frohe Botschaft von der Liebe Gottes und seines Sohnes Jesus den Menschen nahe zu bringen.

Heymel macht in dieser Predigt aber auch kein Geheimnis daraus, dass er nicht religiös im eigentlichen Sinne erzogen wurde. Er selbst hat seine ersten Geschichten über Jesus im Religionsunterricht gehört. Seine Mutter bestand später darauf, dass er am Konfirmandenunterricht teilnehmen sollte.

In dem Kapitel „Wie ich Jesus kennenlernte“ ging er persönlich auf sein Suchen nach Jesus ein. Nach anfänglicher Trostlosigkeit im Unterricht fand er es als Konfirmand zunehmend spannend, in der Bibel die Streitgespräche zu lesen, die Jesus mit den Pharisäern und Schriftgelehrten führte. Auch stellte sich der junge Michael in seiner regen Fantasie vor, wie Jesus wohl mit seinen Pfarrern gestritten und diskutiert hätte. Ein Film über Jesus, den er im Konfiunterricht gesehen hatte,

machte einen großen Eindruck auf ihn. Die Bilder von Jesu Taufe, der Verrat durch Judas und der Auftritt Jesu in Nazareth, der dort einen Skandal auslöste, hinterließen in seiner Seele bleibende Spuren. Von da an loderte das Feuer der Begeisterung, und der Funke für die Sache Christi sprang auf ihn über.

Bis zur Entscheidung, ein Theologiestudium aufzunehmen, vergingen aber noch viele Jahre, in denen der junge Heymel im Glauben gewachsen ist. In seiner Predigt zum Thema „Auf der Suche“ bringt er deutlich zum Ausdruck, dass die Menschen sich bis heute nicht geändert haben. Für sie ist es immer noch sehr wichtig, woher ein Mensch kommt, was er arbeitet und wie er ist. Es zeigt sich, dass wir genauso oberflächlich geblieben sind wie vor 2000 Jahren, was viele Fragen aufwirft.

Seine Liebe zur Kirchenmusik brachte Heymel in seinem Buch: „Das Gesangbuch als Lebensbegleiter“ (2012) zum Ausdruck. Er versteht es hervorragend, Texte aus dem Gesangbuch in seinen Predigten mit einzubeziehen. Das Spiel von Musik, Melodie und Rhythmus, verbunden mit den christlichen Inhalten alter und neuzeitlicher Kirchenmusik, und die Seelsorge, die ja ein großer Bestandteil christlichen Glaubens ist, bringt er in den Predigten zusammen.

Dadurch gewannen seine Predigten an Tiefe und sind beispielhaft für erlebbare Gottesverkündigung. So schreibt er: „Kirchenlieder beten und singen kann eine Quelle des Trostes und des Widerstan-

des sein“. Untermuert wird dieser Gedanke in seiner Predigt am 26.04.2015 in St. Niklas, Mülsen (Erzgebirge): „Das haben schon Paulus und Silas erfahren. Die Apostelgeschichte erzählt, dass die beiden verhaftet und im Gefängnis buchstäblich ‚ruhiggestellt‘ werden: man legt ihre Füße in einen Holzblock, sodass die Gefangenen sich kaum bewegen können. Um Mitternacht aber beteten Paulus und Silas und lobten Gott. Und die Gefangenen hörten sie (Apg 16,25).“

Heymel ist kein bequemer Prediger. In seinen Predigten hat er stets versucht, seine Zuhörer aufzurütteln und sie zur Umkehr, zur Buße zu bewegen. Die Liebe zu seinen Gemeindegliedern und das Verständnis für ihre jeweiligen Situationen hatte er immer dabei vor Augen, um auch seelsorgerlich tätig zu bleiben. Seinen Glauben an Gott und die Liebe zu seinem Beruf als Seelsorger und Theologe nimmt man ihm in seinen Predigten ab. Er verbindet praktische Lebens(hin)weise mit biblischer Auslegung.

Ich kann dieses Buch jedem Menschen mit auf den Weg geben und auch empfehlen. Es zeichnet sich für mich besonders dadurch aus, dass es für alle interessierten Leser, unabhängig von ihrem Bildungsgrad, verständlich ist und leidenschaftlich für die Sache Jesu geschrieben wurde.

■ Gabriele Philipps, Gneisenaustadt Schildau

Hans Maaß zum Gedenken Ein Nachruf

Liebe Trauerfamilie, liebe Trauergemeinde!

Wir sind zusammengekommen, um Abschied zu nehmen von Hans Maaß. Es ist die Stunde des Schmerzes und der Trauer, aber auch die Stunde der Dankbarkeit und der Würdigung alles dessen, was wir von ihm empfangen haben.

Über diesem Tag steht das Psalmwort aus Ps 146,5 geschrieben, als würde es voll und ganz zum Ausdruck bringen, was den Menschen Hans Maaß ausgemacht hat: „Wohl dem, dessen Hilfe der Gott Jakobs ist, der seine Hoffnung setzt auf den HERRN.“ Genau das. Im wörtlichen Sinne: Hilfe beim Gott Jakobus zu finden, beim Gott der jüdischen Väter und Mütter, bei dem Gott, der über so viele Generationen sein Volk geleitet hat und noch leitet, dem Gott Israels, den auch wir mit Jesus als unseren Vater anreden dürfen. Solchen ruft der Psalter von Anfang an das „Wohl“ zu, „Glücklich zu schätzen“! Wohl dem Menschen – bis hin zum Grabe – der seine Hoffnung setzt auf Adonai, den Ewigen, den Gott Israels. So hat über dem Leben von Hans Maaß das „Wohl“ des Psalmwortes gegolten.

Traurig und doch auch voller Hochachtung und Anerkennung nehmen wir Abschied von einem Menschen, der seine Lebenskraft so sehr in den Dienst gestellt hat für Andere – ich kann nur in drei Hinsichten ganz unvollkommen beschreiben, was

Hans für so viele von uns bedeutet hat: ein unermüdlicher Diener seiner Kirche, ein akribischer Arbeiter in der Theologie und eine sprudelnde Quelle der Information und Weisheit für zahllose Gemeindegremien und Gesprächsgruppen.

Für Hans Maaß waren christliche Existenz und Kirchesein nicht anders zu denken als in stetiger Verbindung mit Israel und dem Judentum. Auf diesen Weg hat er seine Kirche, unsere badische Kirche, mit allem Elan mitgenommen. Ohne seine Vorarbeit und Zuarbeit hätte unsere Landessynode im Jahr 1984 nicht in dieser Weise ein erneuertes Verhältnis zum Judentum formulieren können. Zusammen mit den Weggefährten im Studienkreis „Kirche und Israel“ sind die Grundlinien entwickelt worden, die uns bis heute im christlich-jüdischen Verhältnis bestimmen und prägen: die entschlossene Abkehr von der langen Tradition des Antijudaismus und das Bekenntnis zum ungekündigten Bund Gottes mit seinem Volk. Doch damit war die Arbeit noch nicht getan: Erst mit der Fortschreibung unserer Grundordnung noch einmal knapp 20 Jahre später war ein gewisses Ziel erreicht: Die Verankerung im Judentum hat in unserer Kirche Verfassungsrang. Ohne Hans Maaß hätte dieser Weg nicht in dieser Eindeutigkeit gegangen werden können.

Und all dies gepaart mit einer unvergleichlichen Akribie in der theologischen Arbeit. Wie oft hat er nicht uns „Jüngeren“ im

Studienkreis den Nachweis darüber geführt, dass Paulus den Titel „Volk Gottes“ niemals auf die Kirche bezogen hat; oder: dass sich die Aussagen in der Bergpredigt von den rabbinischen Debatten um das Verständnis der Tora her deuten lassen. Im Talmud steht der Satz „Drehe und wende die Worte der Tora; es ist alles in ihr.“ Hans war die Personifikation dieses Talmudwortes. Ein großer Gelehrter ist von uns gegangen, ein Schriftgelehrter und Prediger eines Evangeliums, das die dunkle Folie in Gestalt eines angeblich veralteten Judentums nicht nötig hat. Hans Maaß konnte die lichtvolle Botschaft, die in den hebräischen Worten der jüdischen Tradition steckt, in einer ganz unvergleichlichen Intensität zum Ausdruck bringen. Er war in den Texten der jüdischen Weisen zu Hause, wie er im Land der Bibel zu Hause gewesen ist. Er lebte die Verbundenheit mit dem Land Israel und seinen Menschen durch ausgedehnte Reisen, Freundschaften und Begegnungen – und hat vielen von uns genau daran Anteil gegeben.

In zahllosen Gemeindeabenden und Gesprächskreisen hat Hans Maaß vom Fundus seines Wissens weitergegeben. Alle, die wir hier zusammen sind, haben aus seiner Expertise geschöpft. Ein Stück guter Lebensweisung aus der Tora Gottes wird heute von uns genommen. Es wird da eine Lücke bleiben für eine lange Zeit.

Ein Liebhaber des Judentums und Freund Israels ist von uns gegangen. Fügen wir seinem Namen zum Abschied nach jüdischem Brauch hinzu: Hans Maaß *sichrono li-bracha* – sein Angedenken sei zum Segen!

■ Klaus Müller, Karlsruhe

Wir sind Hugenotten!

Mein nun auch schon einige Jahre zurückliegender 80. Geburtstag und viele Wünsche, die mir für die Zukunft mitgegeben wurden, veranlassten mich seinerzeit zu einem zusammenfassenden Überblick über meine Berufslaufbahn und die dabei gemachten Erfahrungen; denn man weiß ja nie, wieviele Jahre einem noch geschenkt werden. An den Anfang will und muss ich eine häufig wiederholte Mahnung meines Großvaters stellen, die mich lebenslang sehr stark prägte; in echtem Friedrichsfelder Dialekt sagte er immer wieder: „Bu, vergess ma net, mir sinn Hugenotte!“ Ich habe es nie vergessen; dieses geistige Erbe hat mich geprägt. Es war für mich fast wie ein Adelstitel. Ursprünglich wollte ich eigentlich Lehrer werden, und einige ehemalige Nachbarkinder erinnerten sich noch Jahrzehnte später daran, dass ich angeblich oft Stühle und Bretter zu „Schulbänken“ zusammengetragen habe, um sie zu „unterrichten“. Eines Tages wurde mir allerdings klar, dass mein Weg ins Pfarramt führen sollte, ohne dass darunter mein pädagogischer Eifer gelitten hätte. Ich sah den Pfarrerberuf immer als eine Spezialform des Lehrerberufs an, was sicher dazu beitrug, dass ich schließlich in der Religionspädagogik landete. Übrigens hat dies auch Luther wohl ähnlich gesehen; denn er äußerte einmal, man solle niemand zum Pfarrer machen, der nicht zuvor mindestens zehn Jahre „Schulmeister gewest“. Dennoch verbrachte ich sehr schöne und für mich wertvolle Jahre als Gemeindepfarrer in einem mittelgroßen Dorf, das durch seine Überschaubarkeit viele Gelegenheiten zu persönlichen Beziehungen mit allen Generationen bot, ohne den wissenschaftlichen Eifer, den gute und prägende Professoren während meines Studiums in mir geweckt hatten, erlahmen zu lassen.

Als Student hatten mich vor allem die biblischen Fächer sowie die Kirchengeschichte interessiert, Dogmatik war weniger mein Fall. Sie diente mir in erster Linie dazu, theologische Entwicklungen durchschauen und bewerten zu können. Dagegen entdeckte ich bereits als Student, nicht erst in den achtziger Jahren, als dies in das kirchliche Bewusstsein rückte, den unaufhebbaren Zusammenhang von Altem und Neuem Testament, was in jener Zeit keineswegs selbstverständlich war, da man die Entstehung der jungen Christenheit aus den hellenistischen Religionen zu erklären versuchte. Jahrzehnte später begann die Besinnung auf das Verhältnis der Kirche zu Israel. Ich konnte mich dabei mit einem gewissen Vorsprung in die Diskussionen einklinken und damit einen eigenen theologischen Schwerpunkt bilden, der seinen Niederschlag u. a. in vielen theologischen Abhandlungen und Studienreisen nach Israel fand.

Meine intensive Bemühung um die Religionspädagogik als Gemeindepfarrer und nebenamtlicher Schuldekan führte schließlich zu meiner Berufung in den Oberkirchenrat, wo ich 21 Jahre für alle möglichen konkreten Fragen des Religionsunterrichts, von der Aus- und Fortbildung für Religionslehrerinnen und Religionslehrer bis hin zu einem Lehrauftrag an der Pädagogischen Hochschule in Karlsruhe und Heidelberg, sowie für Lehrplanentwicklung und Schulbücher zuständig war. Eine fruchtbare Zeit, die mir viele über meine rein beruflichen Pflichten hinausgehende Kontakte und Freundschaften bescherte, wozu auch die zahlreichen Tagungen und Israelreisen beitrugen.

Geheiratet hatte ich bereits gegen Ende meiner Vikarszeit. Meine drei Kinder sind alle während meiner Zeit in der Gemeinde geboren und waren zunächst richtige Dorf-

kinder, was ihnen sicher gut getan hat, ehe sie die Möglichkeiten kennenlernten, die sich ihnen mit dem Wechsel in die Großstadt eröffneten. Dass mein theologisches Urteil auch Jahrzehnte nach meiner Pensionierung noch immer gefragt war, erfüllt mich mit besonderer Befriedigung. So war ich auch 18 Jahre lang auf Bundesebene Vorstandsmitglied des Deutschen Koordinierungsrats der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. In alledem war mein Wahlspruch immer das Pauluswort „durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin.“ Bei meiner Verabschiedung aus dem Gemeindepfarramt griff ein Kirchenältester dieses Wort aus 1. Kor 15,10 auf, indem er meinte, auch der zweite Teil dieses Verses habe für mich gegolten: „Und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet als sie alle; nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist.“ Soweit hatte ich gar nicht gedacht. Zu meinen Lieblingsliedern gehörte auf diesem Hintergrund auch der schöne Paul Gerhardt-Choral „Ich weiß, mein Gott, dass all mein Tun und Werk in deinem Willen ruhn“ (EG 497). Das Stichwort „Lieblingslieder“ weist auch auf einen anderen Schwerpunkt meiner Lebensgestaltung hin. Bis zu einer Schilddrüsenoperation war ich jahrzehntelang eifriger Chorsänger. Aber alles hat seine Zeit. So musste ich allmählich Zug um Zug von Dingen Abschied nehmen, die jahrelang mein Leben geprägt haben, vom Schwimmsport, vom Singen, von unterschiedlicher Tagungsarbeit, zuletzt sogar vom Predigen und Halten von Vorträgen; aber es bleibt noch viel zu tun, wenn man entdeckungsfreudig ist, und seien es nur kleinere oder größere Essays zu biblisch-theologischen Fragen.

■ Dr. Hans Maaß, Sommer 2020

Dr. Hans Pfisterer, Prälat i.R.

* 01.02.1947 † 06.10.2021

Trauer Gottesdienst am 29. Oktober 2021 auf dem Südfriedhof in Frankfurt-Sachsenhausen

In dieser Stunde des Abschieds von **Hans Pfisterer** wenden wir unseren Blick zurück auf das Leben des Verstorbenen, gedenken seiner mit allem, was erfreulich, schön und kostbar war in seinem Leben und wofür wir ihm dankbar sind, aber auch mit dem, was er an Schwerem zu tragen hatte.

Doch wir müssen nicht bei diesem Rückblick stehen bleiben, sondern dürfen unseren Blick nach vorn wenden und nach der Hoffnung fragen, für die der Tod nicht das Ende ist.

Den schon in seiner Kindheit im damals noch dörflichen Eppelheim gefassten Entschluss, Pfarrer zu werden, verwirklichte Hans Pfisterer in mehreren Gemeinden und in vielen verschiedenen Aufgabefeldern der Kirche in vorbildlicher Weise. Was mich an seinem Leben beeindruckt, möchte ich 3 Adjektiven zuweisen, die ich mit Hans Pfisterer in Verbindung bringe. Es sind die 3 Worte: Bescheiden, geradlinig, glaubwürdig.

Bescheiden: als Pfarrer, der eine durchaus beeindruckende Karriere machte bis hin in die höchsten Ämter seiner Landeskirche, blieb Hans Pfisterer persönlich be-

scheiden; niemals stellte er sich und seine Person in der Vordergrund. Er war im besten Sinne des Wortes ein Diener; ein Diener des Evangeliums und ein Diener der ihm anvertrauten Menschen in den einzelnen Kirchengemeinden, über die er ausgesprochen liebevolle Erinnerungen aufgeschrieben hat. Er war ein Diener im Religionsunterricht für die Schülerinnen und Schüler wie als Schuldekan auch für die unterrichtenden Pfarrer und Religionslehrer; als Dekan diente er den unterschiedlichen Gemeinden und Pfarrerrinnen und Pfarrern und ließ sich, ganz ohne sich selbst als den Vorgesetzten herauszustellen, geduldig auf ihre Probleme ein: Dazu schrieb er selbst: „*Gerade dann ist der Dekan gefragt, wenn es Auseinandersetzungen gibt. Die Kirche ist bekanntlich nicht das Reich Gottes pur. Sie hat Teil an der fallenen Welt.*“

Im Petersstift, dem Predigerseminar in Heidelberg, wo er sich schon als Vikar sehr wohl gefühlt hatte, gab er sich später als Dozent wieder gern hinein in die intensive Glaubens- und Lebensgemeinschaft und war gerade in dieser bescheidenen Haltung ein vorbildlicher Lehrer.

Und schließlich als Prälat, in der zweithöchsten Stellung der geistlichen Leitung der badischen Landeskirche, diente Hans Pfisterer in wohlthuender Freundlichkeit den Pfarrerrinnen und Pfarrern als Seelsorger,

den anderen in der Kirchenleitung als sehr erfahrener, aber doch zurückhaltender Berater. Zurückhaltend in dem Sinn, dass er sich selbst zurücknahm, um dem, was für die Kirche Jesu Christi wichtig ist, den weitesten Raum zu geben.

Als ein Zeichen seiner Bescheidenheit empfinde ich auch, dass Prälat i.R. Dr. Hans Pfisterer angesichts seines Todes nun nicht nach Baden hin Ausschau hielt, um zu fragen, wer aus der Leitung der badischen Kirche denn heute am besten all seinen beeindruckenden Einsatz für die badische Kirche lobend würdigen könnte, sondern dass er schlicht nach seiner jetzigen Gemeindepfarrerin fragte. Umso erfreulicher und sehr angemessen finde ich, dass Sie, lieber Herr Prof. Cornelius-Bundschuh als badischer Landesbischof sich heute auf den Weg nach Frankfurt gemacht haben und in dieser Trauerfeier einen Nachruf sprechen werden.

Mein zweites Adjektiv ist **geradlinig**:

Als geradlinigen, als geraden, klaren Menschen, mit aufrichtigen Worten, mit aufrichtigem Blick, hat Gott Hans Pfisterer in den Pfarrberuf gestellt. Auch in den unterschiedlichen kirchenleitenden Aufgaben blieb er immer seiner Überzeugung treu und bewies Rückgrat.

Geradlinig, damit meine ich auch: geradeheraus – nicht hintenherum; gerade – nicht verbogen, ohne falsche Verbeugung, ohne Verbiegung, ohne Ducken, ein grundehrlicher Mensch.

Das Einzige, was – rein äußerlich betrachtet – nicht gerade war, sondern eher eine Zickzacklinie, waren die zahlreichen

Wanderungen hin und her zwischen Nordbaden und Südbaden. Als „Wandernde durch das badische Land“ bezeichnete er sich und seine Familie.

Diese Bewegungen, diese Beweglichkeit zeigt aber gerade, dass er sich in seiner Berufung in den Pfarrberuf nicht irgendwo bequem festsetzte, sondern dass er sich rufen ließ dahin, wo er gebraucht wurde. Als er dann – sicher schweren Herzens – seine badische Heimat verlassen musste und sich schließlich sogar entscheiden musste, außerhalb Badens begraben zu werden, fügte es sich, dass er in Frankfurt-Sachsenhausen ausgerechnet auf eine Gemeindepfarrerin traf, die nicht nur weiß, was ein Prälat ist – in Hessen sind die kirchlichen Ämter anders strukturiert und anders bezeichnet –, sondern die ihn in ihrer Baden-Badener Zeit als Seelsorger und Berater im Prälatenamte auch selbst hatte erleben dürfen.

Und ich hätte mir so sehr gewünscht, meinen einstigen Prälaten als kirchlich überaus erfahrenen Berater noch viel länger als nur 1¼ Jahre in unserer Sachsenhäuser Dreikönigsgemeinde zu erleben und ansprechen zu dürfen.

Mein drittes Adjektiv ist **glaubwürdig**:

Hans Pfisterer war ein im besten Sinn frommer Mann, der seinen Glauben an Jesus Christus überzeugend lebte und so die ihm anvertrauten Menschen im Glauben begleiten, ermutigen und stärken konnte.

Durch ihn fanden Sie, liebe Frau Pfisterer-Ludwig, erst richtig zum christlichen

Glauben und wurden ihrem Mann zu einer ganz wunderbaren Weggefährtin in guten und in bösen Tagen.

In seinem kurzen Lebenslauf hat er Ihr Zusammentreffen in Zürich so beschrieben: „*Dort hielt das Glück Einkehr in mein Leben.*“

Indem Sie bereit waren, sich in seine Welt mit seiner Berufung hineinzubegeben, und indem Sie mit Ihrem künstlerisch inspirierten Blick seine kirchliche Binnenperspektive geöffnet und erweitert haben, konnten Sie gemeinsam viel ausstrahlen von dem, was den christlichen Glauben zu einem so kostbaren Geschenk im Leben macht. Auch für Sie als Kinder stimmten in Ihrem Vater Amtsperson und Privatperson glaubwürdig zusammen. Sie hatten auch Freude daran, gemeinsam mit Ihrer Mutter den sogenannten PfiPoChor, den **Pfistererschen Posaunenchor** zu bilden, und Sie, liebe Franziska, haben – wie Ihr Vater – Theologie studiert.

In Ihrem geschwisterlichen Austausch nun nach seinem Tod, fiel der Begriff „Leuchtturm“ für das, was Ihr Vater für Sie war. Und diese Strahlkraft seines überzeugend gelebten Glaubens wird ja weiter für Sie leuchten, und Sie werden dieses Licht an seine 7 Enkelkinder weitergeben. Im Winter 2018 wurde das Gottvertrauen von Hans Pfisterer auf eine harte Probe gestellt mit der niederschmetternden Krebsdiagnose. Eine Chemotherapie, erst Monate später eine große Operation, die zu erheblichen Einschränkungen führte und weitere Chemotherapien nicht abwenden konnte: Unglaublich tapfer hat

Hans Pfisterer diese schwere Krankheit getragen. Natürlich gab es auch Tränen und die verzweifelte Frage nach dem Warum, aber ich war erstaunt, wie offen Hans Pfisterer über seine Krankheit und über die begrenzte Zeit, die ihm blieb, sprechen konnte.

In aller Traurigkeit über den bevorstehenden Abschied war da das große Glück, dass Sie, liebe Frau Pfisterer-Ludwig an seiner Seite waren und ihn überaus liebevoll begleiteten zu den nötigen Therapien, aber auch zu kleineren Ausflügen und zahlreichen Museumsbesuchen. Wie gut auch, dass Sie in die Nähe der Familie Ihres Sohnes nach Frankfurt gezogen waren, dass Hans Pfisterer in seiner großen Freude an der wachsenden Schar der Enkelkinder die beiden Frankfurter Enkelinnen in nächster Nähe hatte und die inzwischen vier Enkel in Saarbrücken in erreichbarer Nähe, und dass der älteste Sohn aus Amerika, den Sie zuvor gern besucht hatten, noch kurz vor dem Tod seines Vaters nach Frankfurt gekommen war.

Natürlich hätte Ihr Mann sich von ganzem Herzen gewünscht, noch etliche weitere Jahre Ihr Leben teilen zu können und bei Ihnen bleiben zu können und seine drei Kinder und sieben Enkelkinder noch weiter begleiten zu können, aber im Blick auf den näher rückenden Tod war er erfüllt von der Zuversicht, die er in einem Wort des Propheten Jeremia (15,16) fand: *Dein Wort ist meines Herzens Freude und Trost; denn ich bin ja nach deinem Namen genannt, Herr Gott Zebaoth.*

Sein Beruf, seine Berufung war der Dienst an Gottes Wort, das er in seinem Leben so vielen Menschen verkündet hatte und das nun angesichts seines bevorstehenden Todes für ihn Freude und Trost seines Herzens blieb. Weil wir nach Gottes Namen genannt sind, darum verlieren wir auch im Tod nicht unsere Namen, sondern unsere Namen sind im Himmel geschrieben, im Buch des Lebens.

Zu dem Stichwort „glaubwürdig“ gehört für mich auch, dass Hans Pfisterer für seinen Trauergottesdienst entschieden hat, dass wir eine Auferstehungserzählung hören, die Begegnung des Auferstandenen mit einigen seiner Jünger am See von Tiberias. Diese Erzählung aus dem Johannesevangelium (21,1-4) ist kein überschwänglich begeisternendes, mitreißendes Auferstehungserlebnis. Vielmehr wird da von übermüdeten, enttäuschten Jüngern berichtet, von der Verdrossenheit nach einer vergeblich durchwachten Nacht, konnten sie doch nicht einmal das fangen, was sie zum Leben hier brauchen.

Aus der Schriftlesung, die Prälat Schächtele uns gelesen hat, war Hans Pfisterer auf seinem letzten Weg besonders der eine Vers wichtig geworden, der auf die ergebnislose Nachtschicht der Jünger folgt: *Als es aber schon Morgen war, stand Jesus am Ufer.* Nach der dunklen Nacht des Sterbens und des Todes ist uns ein Morgen verheißen, der Morgen der Ewigkeit. Und das Entscheidende: Wir werden erwartet: *Als es aber schon Morgen war, stand Jesus am Ufer.*

In schlichten, unspektakulären Worten ist hier eine große Hoffnung ausgesprochen. Hans Pfisterer schrieb zu diesem Vers: *„Wir gehen also nicht in ein Nichts, nicht in ein Niemandsland. Jesus, der Lebendige, steht am Ufer und nimmt uns in Empfang.“*

Hans Pfisterer schätzte sehr den dänischen Philosophen und Theologen Søren Kierkegaard. Auf dessen Grabstein in Kopenhagen ist der Liedvers eines dänischen Bischofs zu lesen, der in dem Kampf mit der Krankheit für Hans Pfisterer ein wichtiges Gebet wurde:

*Noch eine kurze Zeit,
dann ist's gewonnen,
dann ist der ganze Streit
in nichts zerronnen.
Dann werd ich laben mich
an Lebensbächen
und ewig, ewiglich mit Jesus sprechen!*

Angesichts einer todbringenden Krankheit werden viele andere Menschen sich sagen:

Noch eine kurze Zeit, dann ist's verloren. Hans Pfisterer aber konnte von seinem christlichen Glauben her das Gegenteil sagen:

*Noch eine kurze Zeit,
dann ist's gewonnen,
dann ist der ganze Streit
in nichts zerronnen.*

Und mit der tröstlichen Vorstellung, dass Jesus ihn nun mit offenen Armen am anderen Ufer empfängt, können wir die Aussage auf Kierkegaards Grabinschrift über die Lebensbäche verbinden:

*Dann werd ich laben mich
an Lebensbächen
und ewig, ewiglich mit Jesus sprechen!*

Mit Jesus sprechen, ihm von Angesicht zu Angesicht die Fragen stellen, die wir mitbringen, und die uns in diesem Leben gequält und umgetrieben haben: in dieser starken Hoffnungskraft des christlichen Glaubens können wir Hans Pfisterer unserem Herrn Jesus Christus anvertrauen, der ihn nun am Ufer stehend in seinem himmlischen Reich empfängt, ihn beim Namen nennt und liebevoll mit ihm spricht.
Amen.

■ Pfarrerin Silke Alves-Christe, Frankfurt

**Sehr geehrte Frau Pfisterer-Ludwig,
sehr verehrte Angehörige,
liebe Trauergemeinde!**

Die Evangelische Landeskirche in Baden trauert um Ihren Prälaten in Ruhe Hans Pfisterer.

Hans Pfisterer war viel „Unterwegs in Baden“. Immer wieder war er bereit aufzubrechen; örtlich: vom Süden in den Norden, vom Norden in den Süden; beruflich: aus der Gemeinde in die Schule, vom Schuldekanat ins Dekanat, dann als Dozent ans Predigerseminar und schließlich ins Prälatenamt.

„Wir sind Pilger.“ Pilger hören auf den Ruf Gottes und haben keine Angst vor Abschied und Neubeginn. Sie antworten auf den Ruf, indem sie sich auf den Weg machen und ihrer Berufung folgen. So hat Hans Pfisterer sich verstanden; diese geistliche Aufmerksamkeit und die Bereitschaft, sich rufen zu lassen, haben ihn ausgezeichnet.

In der Bibel fand er die Orientierung, die ihm half, Letztes von Vorletztem zu unterscheiden. Im Vertrauen auf die Kraft des Gotteswortes gewann er Freiheit und Eigenständigkeit – und die Freude daran, für die Menschen da zu sein.

Er hat wohl nicht nur sein Prälatenamt als ein „Trostamt“ verstanden. Mit seiner Seelsorge und seiner Verkündigung, mit allem, was er tat, stärkte er das Vertrauen von Menschen in den, der für ihn selbst Trost im Leben und im Sterben war. Jesus Christus bildete die Mitte seines

Glaubens und seiner Theologie; er gab ihm die Kraft, auf Menschen zuzugehen, sie zusammen zu halten und zwischen unterschiedlichen Persönlichkeiten, Frömmigkeiten oder kirchlichen Linien zu vermitteln.

Nicht immer war er wohl froh über das seine Kirche entschieden hat, aber seine Gewissheit: Ich bin mit meiner Kirche Teil des Leibes Christi hat ihm ein weites Herz für unsere Kirche mit all ihren Ecken und Kanten gegeben. Viele haben seine Glaubenskraft, seine Zugewandtheit zu den Menschen und seine große theologische Kompetenz geschätzt, mit der er unsere Kirche geprägt und gestärkt hat; er war ein glaubwürdiger Zeuge.

Für alles, was Hans Pfisterer für unsere Kirche getan hat, sind wir Gott dankbar. Wir vertrauen den Verstorbenen dem an, der uns im Leben und im Sterben zuruft: „Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige“.
(Offenbarung 1, 17.18)

■ Landesbischof Prof. Dr.
Jochen Cornelius-Bundschuh,
Karlsruhe

Zu guter Letzt

Freies Geleit

Da wird ein Ufer
zurückbleiben.
Oder das Ende eines
Feldwegs.

Noch über letzte Lichter hinaus
wird es gehen.

Aufhalten darf uns
niemand und nichts!

Da wird sein
unser Mund
voll Lachens -

Die Seele
reiseklar -

Das All
nur eine schmale Tür,
angelweit offen -